Die Aristokratin und der Fabrikant.

Erster Band.

Die

Aristokratin und der Fabrikant.

Ein Roman

von

Luise Ernesti.

(Malvine von Humbracht.)

Erster Band.

Jena und Leipzig,
Hermann Costenoble.
1865.

Dem

Freiherrn Gisbert von Vincke

die Verfasserin.

Geehrter Herr von Vincke.

„Den Boden wechselnd, die Gesinnung nicht,
Wählt er die rothe Erde für die gelbe.“

So sagt Ferdinand Freiligrath in seinem Aufrufe an Westfalen, an das Land seiner — unserer Heimath! —

„Den Boden wechselnd, die Gesinnung nicht,“ können auch wir sagen, denn obschon der Heimath fern, hängt auch unser Herz fest an Westfalen. — Diese Liebe zum alten Lande der rothen Erde, die mit uns aufgewachsen, wurzelt nicht nur fest und lebendig in uns, wo wir stehen auf dem Boden der Wirklichkeit; sondern sie begleitet uns auch hinüber in das Reich der Phantasie, und wo immer uns nur möglich, legen wir gern eine Blüthe, ein Blume, als Opfergabe auf den uns heiligen Boden unseres schönen Heimathlandes nieder.

In Ihren Gedichten, in den meisten Ihrer Schöpfungen haben Sie das bewiesen; — in

meinen Büchern, meinen Novellen, versucht' ich immer und wieder, die mir so liebe Heimath auch meinen Lesern lieb zu machen, und erwählte vorzugsweise gern Westfalens farbenreiche Landschaften als Staffage, aus Adel und Volk der rothen Erde meine Gestalten! —

Auch nachstehender Roman hat seinen Schauplatz hauptsächlich auf rother Erde.

Nehmen Sie, geehrter Herr von Vincke, dies Buch daher als eine Erinnerung an die Heimath! — als eine Erinnerung an die Stätte, die uns bleibend nah, wie fern wir auch dem theuren Vaterlande! — — Freute ich mich in Westfalen schon, in Ihnen einen Landsmann zu begrüßen, so hat es mich hier in Frankfurt mit wahrem Stolz erfüllt, Sie so wiederzusehen, daß auf Sie unseres Freiligrath's schöne Worte: „Den Boden wechselnd, die Gesinnung nicht,“ — in ihrer vollsten Bedeutung Anwendung finden.

Strahlenberger-Hof bei Frankfurt a/M., den 20. September 1864.

Malvine von Humbracht.

Erstes Kapitel.

Seit mehreren Wochen schon war kein Regentropfen vom Himmel gefallen, und in wolkenloser Reinheit wölbte sich der mattblaue Aether auch an einem Nachmittage gegen Ende August über Frankfurts enge Straßen und dichtgedrängte Häusermassen. Geradezu unerträglich war die glühende Atmosphäre, und keiner unter Allen, die langsamen Schritts über die sonnigen Straßen schlichen, hatte wohl, um seinem Vergnügen nachzugehen, sich dieser sengenden Hitze ausgesetzt, sicher Niemand sein kühleres Obdach im Hause verlassen, den nicht eine Nothwendigkeit hinausgetrieben.

Zu einem stattlichen Hause, dessen Bauart alterthümlich und eigenthümlich, wie so viele alte Häuser dieser am Main gelegenen freien Reichs- und uralten Kaiserstadt, und das auch, wie die meisten von ihnen, in einem Winkel enger Gassen

verborgen, erhob sich an jenem Nachmittage mancher Blick der Vorübergehenden voll Mitleid und Bedauern. Dort standen in weitem, von der engen Gasse abgegrenzten Hofe, den sengenden Strahlen der Sonne preisgegeben, auf hohen Gerüsten Arbeiter, die an der Ornamentik des Hauses die ursprünglichen Formen und Gestalten wiederherstellten, welche unter den Einflüssen der Zeit und Witterung gelitten.

Nicht ganz so schlimm wie diese von Vielen so tief bemitleideten Arbeiter war ein kleiner Theil ihrer Gefährten daran, die im Garten hinter dem Hause an einem Springbrunnen beschäftigt. Der Garten hatte eine niedere, sich längs dem Gebäude hinziehende Terrasse, die von alten Linden so tief und dunkel umschattet war, daß man auf den ersten Blick kaum den in der Mitte des Hauses weit vorspringenden Balcon gewahrte, dessen Zeltdach zum Theil hinter den hohen Baumwipfeln verschwand.

Ein großer Rasenplatz dehnte sich vor Terrasse und Balcon aus; parkartige Anlagen bildeten den Hintergrund, und von dem tiefen Grün der Bäume und Gebüsche hob sich wirksam die lichte Steingruppe des Brunnens ab, die inmitten des freien Platzes lag. Sie war nicht kostbar und prächtig;

doch hübsch und geschmackvoll. Sie zeigte in der Höhe die unendlich anmuthige Gestalt einer Amphitrite, deren Rechte einen Strauß Wasserlilien hielt und deren einer Fuß leicht auf dem Rande einer reizend ausgearbeiteten Muschel ruhte, die von Nixen und Nymphen gehalten wurde, welche halb auf Delphinen stehend, halb liegend, in weitem Kreise das große Bassin umkränzten, dessen Piedestal man den wogenden Wellen des Meeres nachgebildet hatte.

Dehnten sich nun die Schatten der Linden und der übrigen Bäume des Gartens auch nicht völlig über den Rasen und Brunnen aus, so machten sie doch den Platz kühler, und die von Zeit zu Zeit aus den Lilien aufsteigenden und in die Muschel herabfallenden Wasserstrahlen trugen das Ihrige dazu bei, die thätigen Arbeiter zu erfrischen. Munterer Gesang, lustiges Pfeifen begleitete gar oft das Werk ihrer Hände und unterbrach in wohlthuender Weise die lautlose Stille des Gartens. Doch sie waren nicht allein fröhlich und guter Dinge, denn durch jene, wegen des Baues weit geöffneten Portale des Hauses, drang immer und wieder die heitere Melodie eines kleinen Liedes zu ihnen herüber, mit denen ihre Gefährten im Hofe sich die Arbeit verkürzten. Und heiter und

fröhlich waren in der That alle eifrig Beschäftigten; ihre Arbeit wurde ihnen gut wie selten bezahlt, und außerdem stand ihnen heute nach Vollendung des Springbrunnens eine Erquickung und Stärkung bevor, welche der Hausmeister, „der alte Reichhardt," wie sie ihn nannten, unten im Saale des Hauses bereits anordnete.

Verglich man das Schicksal aller dieser unermüdlich thätigen Leute, die sich im Schweiß ihres Angesichts sauer das tägliche Brod erwarben, mit dem jener jungen, schönen, reichen Frau, die oben auf dem Balcon in müssiger, träumerischer Ruhe lag und das Schattenspiel der Blätter auf ihrer feinen Hand beobachtete — wer hätte nicht gemeint, um wie viel besser ihr Loos sei! — Trotzdem sie aber überschüttet war mit alle Dem, was man im Leben unter „äußeren Glücksgütern" zu verstehen pflegt, war sie doch nicht zu beneiden, denn — unter all' den Schätzen, die sie besaß, fehlte ihr der köstlichste — — die Gesundheit!

Im sechzehnten Lebensjahre nach Neigung und eigener Wahl verheirathet mit dem eben zur Mündigkeit gelangten Freiherrn Werner von Dalborn, zog sie sich wenige Monate nach ihrer Hochzeit durch Erkältung beim Tanz ein heftiges Unwohlsein zu, beachtete anfangs ihr Uebel zu wenig,

— später — — zu viel, und litt nun seit sieben Jahren an den Folgen von Beidem.

Nach der Geburt eines Knaben, der im ersten Jahre ihrer Ehe das Licht der Welt erblickte, verließ sie fast zwei Jahre nicht ihr Zimmer, da sie, sich schwach fühlend, durch Schonen ihre Kräfte am Besten zu stärken gedachte. Das Leben einer Tochter kostete um die Zeit fast ihr eigenes. Als Jugendkraft, ein Fond von Gesundheit aber sie dem Rande des Grabes entrissen, sie sich aufraffte auf dringendes Mahnen des Arztes, der sie ernstlich vor den Folgen ihrer Verweichlichung warnte, da — starb ihr Sohn — mit ihm der schwache Vorrath moralischer Kraft! — —

Dieser Sohn war vom Mutterherzen nicht allein mit jener heißen Liebe umfaßt, mit der jedes Weib mehr oder minder glühend an dem Wesen hängt, dem sie das Leben gegeben, Frau von Dalborn war so ganz besonders stolz gewesen, einen Knaben geboren zu haben, von dem so viel Familienglück und Reichthum abhängig!

Das Vermögen der Dalborns bestand in einem bedeutenden, in Westfalen, in der Grafschaft Mark belegenen Majorate, das nur in männlicher Linie forterbte. Zur Zeit befand sich dies Familienbesitzthum in den Händen des älteren und einzigen Bruders des

Freiherrn Werner, und sie Beide waren die letzten Sprossen des begüterten und einst so zahlreichen Geschlechts der Dalborns. Freiherr Engelbert von Dalborn, jener Majoratsherr, war um zweiundzwanzig Jahre älter als sein Bruder Werner. Zwischen Beiden war eine Reihe Schwestern, von denen nur eine, das Freifräulein Cordelie, noch lebte. Sie und der Stammhalter des Hauses hatten in früher Jugend die Pocken gehabt, und während sie ihr das zarte, kindlich frische Antlitz zerrissen und sie jeglicher Schönheit beraubten, warfen sie sich bei Engelbert auf die Augen und hinterließen ihm fast eine an Blindheit grenzende Schwäche. Zu diesem Uebel gesellte sich später Kränklichkeit, und Beides bestimmte ihn, sich nicht zu verheirathen. Als sein junger, kräftiger schöner Bruder sich mit einer Tochter aus altrheinischem Adelsgeschlecht verband, war er Willens, an diesen das Majorat abzutreten, welchen Entschluß aber seine Schwester Cordelie zu hintertreiben wußte. Sie führte auf „Haus Dalborn" das Regiment; sie wollte es behalten so lange wie möglich.

Das junge Ehepaar, das zu jener Zeit nur auf das kleine Vermögen beschränkt war, welches Freiherr Werner von seiner Mutter geerbt, erhielt vom Majoratsherrn einen bedeutenden Zuschuß,

und jede Geldsendung begleitete der melancholische Zusatz: „Bald, bald werdet Ihr im vollen Besitze dessen sein, von dem Ihr jetzt nur einen kleinen Theil erhaltet, denn ich fühle meine Kräfte mehr und mehr abnehmen."

Diese Worte und eigene Gedanken hatten nun Frau von Dalborn so fest auf das Majorat bauen lassen, als sei es bereits in den Händen ihres Mannes. Beim Tode ihres Sohnes sah sie in diesem daher „den Majoratsherrn von Haus Dalborn sterben." In tiefer Trostlosigkeit beklagte die kränkliche junge Frau fort und fort den Verlust — fand sich erst Jahre lang nachdem in diese Fügung Gottes, als sie der Erfüllung ihres heißesten Herzenswunsches gewiß zu sein glaubte.

Jede Frau eines Majoratsbesitzers oder Majoratserben ist meistentheils schlimmer daran als das Weib des ärmsten Tagelöhners. Während diese sich ungestört ihres Glücks freuen und in Ruhe die Fügung des Himmels abwarten kann — — zagt und bangt, hofft und fürchtet jene bis zur Stunde der Entscheidung in unabläßiger Gemüthsaufregung. Bringt der heißersehnte Augenblick nicht das gewünschte Resultat, so ist stille oder laute Verzweiflung die Folge der vergeblichen Erwartung, und statt der üblichen Freude, mit der

sonst Alles ein neues Menschenleben begrüßt und beglückwünscht, herrscht Betrübniß — Trauer in solchem Hause, das unter den Einwirkungen barocker Statuten und Satzungen steht, die vorurtheilsvolle Menschen mit Institutionen in's Leben gerufen — und welche stets mehr dazu beigetragen haben, das Familienglück zu untergraben, als es zu fördern.

Wir haben an anderer Stelle, bei Schilderung anderer Verhältnisse, diese Menschensatzungen aus früheren Jahrhunderten näher beleuchtet;*) wir wollen und können in Nachstehendem nicht ein Gleiches thun, deuten dem Leser nur den Schatten an, welchen solche Institutionen fort und fort auf die Geschicke der Menschen werfen, die einmal in jenen Grundsätzen auferzogen worden sind, — einmal in solchen Verhältnissen gelebt haben, in denen sie das Gift blinder Vorurtheile von Jugend auf einathmen, ohne zu wissen, kaum zu ahnen, daß es eben ein verderbliches Gift ist. — Treten auch solche oft hinaus aus diesem engen und beschränkten Kreis des Vorurtheils und der einseitigen Anschauung — das Gift wirkt fort — sie bleiben meist unter dem geistigen Druck jener

*) In Waldemar Bookhouse oder: Der Werth eines Namens.

schweren Kette, an die Deutschlands Adel zu seinem eigenen Verderben so vielfach fest geschmiedet ist.

Die junge Frau von Dalborn gehörte nun zu den glücklicher gestellten Frauen eines Majoratserben. Ihr Mann besaß zu viel einfach gesunden Menschenverstand, zu viel natürliches und richtiges Gefühl, um seine Frau für Unverschuldetes verantwortlich zu machen, oder darum an der Gnade des Himmels zu verzweifeln, weil sie eines Menschen Wunsch unberücksichtigt ließ. Hoffte er auch wohl, durch seine Familie den Stamm der Dalborns fortgepflanzt zu sehen, verzweifelte er doch nicht, als seine Frau einem zweiten Mädchen das Leben gab, und wie dieses kurz nach seinem Eintritt in die Welt aus derselben schied, beweinte er ihren Verlust eben so, wie seine Thränen nur um einen ersehnten Erben hätten fließen können. Er war's, der sein junges tiefgebeugtes Weib aufrichtete, sie heiter tröstete und späterhin ernst ermahnte: „an ihre neuen Hoffnungen keine sicheren Erwartungen zu reihen, um durch deren Fehlschlagen dann nicht so tief betrübt zu werden."

Freiherr von Dalborn konnte zu jener Zeit auch ruhiger denn je in die Zukunft blicken, welche sich durch günstige Verhältnisse plötzlich so lichtete. Eine Schwester seiner Mutter, die als Wittwe

des reichen Holländers Adam von Wuysdaelen in Frankfurt am Main gelebt, starb unvermuthet. Sie hatte seine älteste Tochter Adelgunde zur Erbin eines Vermögens eingesetzt, das außer dem Grundstück inmitten der Stadt nahe an zweihunderttausend Thaler betrug.

Er, der Vater, war während der Minderjährigkeit Adelgundens zum Verwalter des Vermögens bestimmt. Im Fall seines Absterbens sollte der Erbin Onkel oder Tante seine Stelle vertreten und Adelgunde erst mit vollendetem vierundzwanzigsten Jahre unumschränkte Herrin desselben werden.

Mit Annahme der Erbschaft verband sich außerdem die Bedingung: das alte Haus in Frankfurt am Main jährlich einige Wochen zu bewohnen und dasselbe immer im besten Stande zu erhalten.

Freiherr Werner von Dalborn konnte diese Erbschaft, deren Nießbrauch ihm gestattet, als ein um so größeres Glück betrachten, als eine Verwundung während der Freiheitskriege ihn dienstunfähig gemacht und er schon seit drei Jahren seine Stellung als Officier verloren hatte. Er siedelte bald nach der Testamentseröffnung von Bonn, wo er bis dahin gelebt, nach Frankfurt über, und nahm zu der Zeit Joseph Reichhardt,

den ehemaligen Kammerdiener seines Vaters, als Hausmeister in Dienst.

Im Anfang übte der Wechsel der Verhältnisse und äußeren Umgebung den wohlthätigsten Einfluß auf die kränkliche Freifrau aus. — Wenige Monate später war aber ihr altes Leiden in altem Maße da; sie verließ Bett und Zimmer nur, um es bei warmem Sonnenschein mit einem Ruhelager auf dem Balcon zu vertauschen. Ob auch der Arzt ein Herausreißen aus ihrer Lethargie anrieth, ob ihr Mann sie bat, ihre Kräfte einmal wieder zu üben, sie vergrub sich immer tiefer in Kissen und Polster, hauchte immer schwächer: „O, quält mich nicht — ich kann nicht gehen.“

Die glühend leidenschaftliche Liebe, welche Werner von Dalborn einst für seine zarte, liebliche Braut empfunden, hatte sich in namenloses Mitleid gegen sein schwaches, ewig kränkelndes Weib verwandelt. Er pflegte sie mit einer Zärtlichkeit, Hingabe und Aufopferung, die bessern Lohn verdient hätte, als jenen völligen Egoismus, mit dem sie handelte. Wäre dieser Egoismus nicht in so liebreizender Gestalt an den jungen Mann herangetreten, seine innewohnende Energie hätte ihn dann vielleicht besiegt — so, wie seine Frau ihren Willen geltend machte, — war ihr

nicht zu widerstehen. Der seelenvollste Blick begleitete stets den rührend weichen Klang ihrer Stimme, wenn sie um Etwas bat, oder wenn sie Etwas wünschte.

Ihr Hauptwunsch war „Ruhe," ihr Lieblingsbedürfniß: „ihren Mann um sich zu haben, und in der Ferne ihr Kind zu sehen."

Seine Frau im Arm halten, ihr vorlesen oder durch heiteres Gespräch zu zerstreuen — das war's, womit Werner von Dalborn's Tage vergingen. So beschäftigte er sich auch an dem Nachmittage mit ihr, und als ihr müdes Köpfchen einmal wieder an seiner Brust ruhte, er mit heimlich blutendem Herzen in ihr bleiches, so unendlich liebliches Gesicht schaute, war sie glücklich — völlig zufrieden! — Der Arm, der ihre Welt war, stützte — hielt sie, und zu ihren Füßen, auf dem Rasenplatz im Garten, spielte ihr blühend schönes Töchterchen, die kleine vierjährige Adelgunde. —

Ein Hurrahruf der Arbeiter lenkte die Aufmerksamkeit der Gatten auf den Brunnen. Jetzt stiegen nicht allein aus den Wasserlilien, in der Hand der Amphitrite, Strahlen empor, nun war auch die Röhrenleitung im Kranze der Delphinen in Ordnung, und sprudelnd, rauschend stürzten kleine und größere Ströme aus den mächtigen

Rachen der Thiere in das weite Bassin, und in breiten Fall, den der Sonnenstrahl in tausend bunten Farben erglänzen ließ, senkte sich bald das aus den Lilien in der Muschel angesammelte Wasser ebenfalls zur Tiefe.

Ein Ach der Bewunderung entlockte das Spiel der Wasser auch den feinen Lippen der jungen Frau, und voll Interesse hing ihr Blick an dem Steigen und Fallen der Strahlen; dann umwölkten sich Stirn und Augen, und ihre Arme fest um den Gatten schlingend, fragte sie leis und wehmüthig: „Mußt Du jetzt gehen, Werner?"

„Eigentlich ja; doch wenn Du wünschest, bleibe ich noch eine Weile bei Dir."

Sie blickte hinab, sah alle vorhin so fleißigen Hände ruhen, sah, wie Mancher sich mit Mütze oder Tuch die erhitzte Stirn fächelte, dachte dann, wie gut den Armen die Erfrischung thun würde, und sagte noch wehmüthiger, aber ergeben: „Geh, mein Liebling!"

„Soll ich Dir Adelgunde hinaufschicken?" entgegnete der Freiherr aufstehend.

„Ach nein, sie ist jetzt so wild, regt mich zu sehr auf; auch hascht sie gerade Schmetterlinge, und dabei will sie nie gestört sein. Laß sie denn unten, mein Werner; doch bitte sie, auf dem

Rasen zu bleiben, damit ich sie sehen, mich ihrer Lust freuen kann.

Herr von Dalborn ging; seine Frau rief ihn zurück, als er kaum die Ausgangsthür des an den Balcon stoßenden Saales erreicht hatte.

„Noch Eins, Liebling! — Ersuche Fräulein Armande Bousolle, bald mit Adelgunde Federball zu spielen, das Kind erhitzt sich so beim Laufen; auch bitte ich Dich, die Wärterin mit Tuch und Decke hinabzuschicken, denn sieh nur, der Wildfang wirft sich immer auf das Gras."

Wie viele Aufträge der gefällige Gatte auch erhalten, seine Gemahlin wünschte noch Etwas, und kaum daß er vom Balcon verschwunden, rief sie zärtlich:

„Werner, mein guter Werner!"

„Was wünscht mein Frauchen noch?"

„Ach, Werner, ich glaube, Dagobert ist im Garten. Daß er nur nicht mit Adelgunde spielt."

„Ich untersagte es ihm streng, Marianne."

„Ja — aber was thut er im Garten? — o bitte, schick' ihn in's Haus, er soll ja jetzt nicht mehr im Garten sein, wenn Adelgunde dort spielt."

„Ich werde ihn fortschicken, wenn ich ihn sehe, beruhige Dich!" entgegnete er lächelnd.

„Vergiß es nicht! und —"

„Und was noch, Mimi?"

„Nichts! geh! Adieu, Liebling."

„Nein, nein, Du willst noch Etwas, mein Engel, was ist's?"

Er bog sich zu ihr nieder, küßte die ihn lieblich anlächelnden Lippen, lachte herzlich und rief, „o, ich dacht' mir's doch!" als sie in weichem Tone bat: „Komm bald wieder."

Nun hatte sie die Hauptsache gesagt! — nun hielt sie den Forteilenden nicht mehr zurück. Bald stand Freiherr von Dalborn im Garten und richtete alle erhaltenen Aufträge aus. Des an Dagobert, den jüngsten Sohn seines alten Dieners Reichhardt, konnte er sich nicht entledigen, da er den kleinen Lakaien nirgends sah.

Zu den Arbeitern am Brunnen tretend, lobte er ihren Fleiß, dankte freundlich für ihre Mühe, und dann dem Werkführer einen Beutel reichend, sprach er wohlwollend: „Dies theilt Euch noch, und nun laßt uns gehen, und das erste Glas wollen wir auf das Wohl jener armen Kranken dort oben leeren!"

Eine kleine Weile schaute die kleine Adelgunde ihrem Vater und dem Zuge der fröhlichen Arbeiter nach, die auf der Terrasse unter dem weiten Portalbogen verschwanden, dann ergriff sie ihr

Schmetterlingsnetz, und flog leicht wie eine Libelle über den Rasen. Dem anmuthigen Kinde folgte nicht allein der bewundernde Blick der Mutter, aus der Tiefe des Gebüsches, seitwärts vom Rasenplatz, schauten noch ein Paar Augen mit Entzücken auf das liebliche Geschöpf. Es waren die Dagobert Reichhardt's.

Bis vor wenigen Tagen war der Knabe noch Spielgefährte des kleinen Mädchens gewesen, — an seinem sechzehnten Geburtstage aber, auf dringende Bitte seines Vaters, vom Freiherrn als Lakai angenommen. Seit Urgroßvaters Zeiten war die Reichhardt'sche Familie der Dalborn'schen schon dienstbar gewesen, die Söhne als Kutscher, Bedienten und Gärtner, die Töchter als Wirthschafterinnen und Kammerjungfern. Noch jetzt gehörten drei ältere Brüder und Schwestern Dagobert's zur Dienerschaft auf Haus Dalborn, standen in abhängigem Verhältniß zu dem Majoratsherrn, dem Freiherrn Engelbert, und seiner Schwester Cordelie. Sein Vater aber war aus Gründen, die später angeführt werden, in Dienste des jüngern Sohnes getreten und mit seiner Frau und Dagobert nach Frankfurt übersiedelt.

Als Freiherr Werner von Dalborn die Bitte des alten Reichhardt erfüllte und Dagobert als

Lakai in die Livrée seines Hauses kleiden ließ, da war er ohne jede Ahnung, daß der Knabe nur mit Bitten und Gewalt dahin gebracht worden, sich dem Willen des Vaters zu fügen.

Seitdem die Einkleidung geschehen, fiel zu Dagobert's Entsetzen das Einzige fort, was ihm jenes, seinen Eltern gebrachte Opfer vielleicht erleichtert hätte: der Umgang mit der kleinen Adelgunde, die er abgöttisch liebte. Die kränkliche Freifrau fand es unpassend, daß ihre Tochter mit einem Lakaien spielte, und Dagobert durfte dem Lieblinge seines Herzens fortan nur noch bei Tische aufwarten, oder hinten auf dem Wagen stehen, wenn der Freiherr mit seiner Tochter spazieren fuhr.

Adelgunde hatte die ersten Tage lebhaft nach dem ewig gefälligen und unermüdlichen Dagobert verlangt; dann sich getröstet, als sie eine junge, äußerst reizende französische Gouvernante erhalten, die ihr ein neues Schmetterlingsnetz und bunte Federbälle schenkte, und jetzt spielte sie so fröhlich allein, als hätte es nie einen Dagobert gegeben, der einzig ihr zu Liebe so lange Kind geblieben war.

Traurigen Herzens schaute er auch an dem Tage auf das kleine fröhliche Wesen, dessen lichtbraune Locken sie wie ein Goldschleier umflatter-

ten, deren blaue Augen vor Lust und Wonne glänzten, deren feines Wangenroth immer tiefer und dunkler wurde in dem Bemühen, jenen bunten Schmetterling zu haschen, welcher von Blume zu Blume flatterte. Endlich hatte sie ihn gefangen, jubelnd warf sie sich mit ihrer Beute in das Gras. Die Wärterin breitete rasch eine seidene Decke neben dem Kinde aus und blickte ein wenig ängstlich nach dem Balcon, als die kleine Baroneß ihren Platz nicht wechselte; Fräulein Armande Bousolle eilte nach dem nahgelegenen Pavillon, um die Federbälle zu holen und dadurch ihren Zögling vom Rasen zu bringen.

„Mein Glaskasten!" rief die Kleine befehlend; die Wärterin stürzte fort. Sie mochte die Hälfte des Weges zu dem Pavillon zurückgelegt haben, in welchem sich die Spielsachen Adelgundens befanden, und ihr begegnete auf dem breiten Kiespfade, der den Rasen umzog, Fräulein Armande, die mit den Federbällen zurückkehrte, da hemmte plötzlich Beider schnellen Schritt ein lautes, wirres Geschrei. Es drang von der Straße in den stillen Garten. Erschrocken blieben Beide stehen und horchten; auf dem Balcon richtete sich sogar die Freifrau von ihrem Ruhebett empor, unbekümmert aber schaute das kleine Mädchen inmitten des

Rasenplatzes in ihr Netz — Dagobert Reichhardt vom Gebüsch aus einzig auf sie, die mit silberhellem Stimmchen zu ihrem kleinen Gefangenen sprach.

Das Geräusch wurde lauter, jetzt auch hörte es der Knabe, jetzt vernahmen Alle den gellen Schrei: „ein toller Hund! ein toller Hund! Hülfe! Rettung!"

Mit Blitzesschnelle theilte Dagobert die Gebüsche, entsetzt ließ er die Arme sinken, als er die Worte hörte: „er läuft in Wuysdaelens Hof!" — Der Ruf: „mein Kind! mein Kind!" trieb ihn aber vorwärts, und die nächste Secunde war die entscheidende über sein Leben! — —

Dagobert sah die kranke Freifrau, die er nur liegend kannte, dicht am Simse des Balcons stehend, ihr Antlitz weißer denn ihr Gewand — sah sie im selben Moment zurückschlagen, — erblickte die Wärterin und Gouvernante in fliegender Hast dem Pavillon entgegeneilen — sah einen großen Hund mit schaumbedeckter Schnauze durch das Portal kommen — sah nicht hundert Schritte von diesem wilden Thiere entfernt den Abgott seines Herzens — blühend — lächelnd — ahnungslos! —

Als Freiherr von Dalborn mit einem Gewehr auf die Terrasse stürzte, einer der Maurer mit

einer Schießwaffe oben an einem der Fenster erschien, als ein Strom von Menschen sich auf den Balcon und an die Fenster drängte, — da, da sahen Alle, wie Dagobert Reichhardt, Adelgunde im Arm, sich, nur wenige Schritte von dem Hunde entfernt, auf den Rand des Bassins schwang.

Kein Laut wurde hörbar, als das Plätschern des Wassers, durch das der Retter das Kind trug — Furcht, Entsetzen lähmte Alle — selbst den Vater; — mit stockendem Athem, zur Stelle gebannt, starrte er auf sein Kind und war im ersten Augenblick unfähig, die todbringende Waffe auf den so furchtbaren, so nahen Feind zu richten.

Dagobert Reichhardt hob die Kleine glücklich in die Muschel, stand selbst im nächsten Moment in diesem über dem Bassin erhabenen Becken, und nun thronte das Mädchen bald oben auf dem Haupte der Amphitrite, während seine Stütze ihr Arm war. Fest und schützend umklammerten seine Hände das jetzt laut schreiende Kind, und mit diesem Geschrei vermischte sich das wilde Geheul des tollen Thieres. Da fiel ein Schuß — das Geheul erstarb — ein lauter, nicht endender Jubel ertönte! —

Mit dem Gefühl der Sicherheit erschlafften die angespannten Kräfte des Knaben; als aber seine

zitternden Finger sich loszulösen begannen von dem, was sie erfaßt, als es dunkel wurde vor seinen Augen und er deutlich Nichts mehr hörte, — in diesen Secunden zunehmender Kraftlosigkeit und sich steigender Kraftanstrengung — umschlangen, stützten, hielten ihn plötzlich starke Arme, — an sein Ohr tönte die Stimme seines Herrn, und er war gerettet sammt dem Kinde, für das er ohne Bedenken sein Leben gewagt. —

. . . .

Mit diesem einen wichtigen Ereigniß waren nicht die des Tages für die Familie von Dalborn abgeschnitten. Eine Stunde später hielt der tief erschütterte Freiherr einen Knaben in seinen Armen, — als er spät am Abend sein Zimmer betrat, fand er dort einen Brief von seiner Schwester.

Das Schreiben enthielt die Verlobungsanzeige des Majoratsherrn von Haus Dalborn; die Braut war ein junges, blühend schönes Mädchen aus völlig verarmtem, aber sehr altem Adelsgeschlechte der Grafschaft Mark.

Zweites Kapitel.

Fünfzehn Jahre waren vergangen. Wesentliches hatte sich in den Geschicken der beiden Personen verändert, die einst auf so verschiedenen Stufen der Gesellschaft standen, durch jenes eine Ereigniß aus ihrer Kindheit Tagen aber mehr und mehr die Kluft ausgefüllt sahen, welche sie damals so weit von einander schied, durch dies furchtbare Ereigniß sich auch näher getreten waren, wie es sonst, vermöge ihres Ranges und Standes, je der Fall gewesen sein würde.

Wen von Beiden das Schicksal besser gestellt, — ob Adelgunde von Dalborn oder Dagobert Reichhardt, — der Leser mag selbst urtheilen.

Dagobert Reichhardt's Schicksal hatte an dem Tage eine andere Wendung genommen, wo er die Tochter seines Herrn gerettet, und war durch jene kühne That in die Bahn gelenkt, welche der

Knabe von frühester Kindheit an als höchstes Glück betrachtet, als einziges Lebensziel erstrebt.

Geboren im sogenannten „Diensthause" von Haus Dalborn, kam er schon im siebenten Lebensjahre durch Zusammenwirken verschiedener Verhältnisse in eine Sphäre, die einen entscheidenden Einfluß auf seine Zukunft ausübte. Er war bei seinem Großvater, mütterlicher Seite, zum Besuch in Elberfeld, als jener, der in einer der dortigen Garn- und Baumwollenspinnereien als Werkführer angestellt, sich die rechte Hand dergestalt an einer Maschine verletzte, daß er lange Zeit der aufmerksamsten Pflege bedurfte. Sein kleiner Enkel erschien ihm dazu als ganz besonders tauglich.

Man ließ Dagobert dort, man hatte auch Nichts dagegen, als der Großvater später, nachdem er wiederhergestellt war, bat, den Knaben zur fernern Hülfsleistung in Elberfeld zu lassen. Dagobert schrieb nämlich eine sehr schöne Handschrift und hatte so außerordentliches Talent zum Rechnen, daß er dem Großvater von bedeutendem Nutzen werden konnte und es in der That auch wurde.

Als er zwölf Jahre zählte, starb der alte Werkführer. Wie gern dessen Sohn, der auch Fabrikarbeiter war, den talentvollen Neffen bei

sich behalten hätte, wie dringend sogar der Besitzer der Fabrik, der reiche Kaufmann Daniel Merglius, bat, ihm das Kind in der Spinnerei zu lassen, der Kammerdiener Joseph Reichhardt nahm ihn mit sich nach Haus Dalborn.

Dagobert erschuf nun auf dem Boden des alten Majorats in allen kindlichen Spielen Fabriken über Fabriken aus Erde, Sand und Steinen, und die reichhaltige Bibliothek des Schlosses lieferte ihm gar manches Buch zu ernsterem Studium. Sein Vater blickte ängstlich, sorgenvoll auf dieses Thun und Treiben. Er gab dem Knaben Stiefel zu putzen, Kleider zu reinigen, und hoffte dadurch in dem höher strebenden Geiste Neigungen zu ersticken, die so himmelweit hinausreichten über die Pläne, welche er für dieses Sohnes Zukunft entworfen. All' diese Pläne des alten Kammerdieners hatten nie die Grenze seines eigenen Berufes überschritten, eines Amtes, das ihm, wie einen Voreltern, eine feste, gesicherte Lebensstellung verschafft, und in welch dienstbarem Verhältniß sich auch einige seiner älteren Kinder alle wohl, zufrieden und glücklich fühlten.

Sein Ehrgeiz hatte sich für Dagobert dahin erstreckt, ihn einst beim Majoratsherrn von Haus Dalborn die Stelle bekleiden zu sehen, die er bei

dem verstorbenen Besitzer gehabt, und die ein so guter, einträglicher Posten gewesen.

Nun sah er plötzlich zu seinem größten Kummer diesen Erben seiner Würden so völlig aus der Art schlagen, Neigung und Lust zu Handel und Industrie an den Tag legen — ja, er hörte ihn mit einem an Verzweiflung grenzenden Gefühl die dringende Bitte aussprechen, ihn zurück in die Fabrik des Herrn Merglius zu geben und später Techniker werden zu lassen! —

Ob der alte Reichhardt je seine niedliche Wohnung im Diensthause von Haus Dalborn verlassen, wo er geboren und erzogen worden und bereits sechsunddreißig Jahre glücklich an der Seite einer geliebten Frau gelebt, wo die Wiege seiner Kinder gestanden und sie unter seinen Augen in blühender Schöne herangewachsen, ob er diesen ihm so lieben Platz in der Welt je verlassen, wenn er nicht dadurch geglaubt, sein auf Irrwege gerathenes jüngstes Kind wieder auf den Pfad der Pflicht und des Rechts zurückzuführen — das bleibt dahingestellt. Sagte er denn auch mit schwerem Herzen all' den lang gewohnten lieben Umgebungen Lebewohl, — er that's dennoch und trat noch einmal in Dienst, reiste zum Frei=

herrn Werner, und nahm Frau und letztes Kind mit sich.

Dagobert hatte zu der Zeit gerade sein dreizehntes Jahr erreicht, bereits ein zu hohes Alter, um im Sinn eines energischen Knaben Wunsch und Neigung zu ersticken. Bald überzeugte sich der alte Reichhardt zu seinem tiefen Kummer, wie wenig das Opfer nutzte, das er gebracht.

Hing nun aber auch Dagobert fest an dem einmal gefaßten Entschlusse, Fabrikarbeiter zu werden, hoffte er in kühnem Fluge der Phantasie ganz andere Resultate einst zu erzielen, wie sein Großvater und Onkel, der jetzt Werkführer geworden, — so schlummerten plötzlich alle Pläne und Ideen ein, die er von „Ueberwerfung mit seinem Vater, Flucht aus dem Elternhause" gehabt. Er blieb ruhig daheim, that, was sein Vater verlangte, und — spielte mit der kleinen Adelgunde von Dalborn, die ihm, wenn sie ihn von fern sah, jauchzend die Händchen entgegenstreckte.

Dies Kind — war der ihn fesselnde Magnet in Verhältnissen, welche sonst sein eigenwilliger Kopf und starrer Sinn jedenfalls bewältigt und schon damals anders gestaltet hätte. Bei seiner Einkleidung in die Livrée des Hauses wirkte

aber ein anderer mächtiger Hebel mit — seine Mutter, seine auf dem Sterbebette liegende Mutter, die ihn anflehte: sich wenigstens so lange dem Willen des Vaters zu fügen, bis sie ihren Bruder von seinem Entschlusse benachrichtigt, Techniker werden zu wollen und eine Handelsschule zu beziehen.

Als Dagobert aber an seinem sechzehnten Geburtstage die mit Tressen besetzte, mit dem Dalborn'schen Wappen geschmückte Livrée unter Thränen und einem an Wuth grenzenden Ingrimm mit seinen früheren Kleidern vertauschte — da — da erpreßte ihm vielleicht eine dunkle Ahnung all' der künftigen bitteren Demüthigungen diese Thränen — da hatte er, vielleicht unbewußt, das Vorgefühl all' des Leids und maßlosen Jammers, den dieser eine, erste Schritt in die Bedientenlaufbahn für sich und seine Familie einst nach sich zogen!

Sein Trost, sein einziger Trost in dieser furchtbaren Stunde, die die Todesstunde seiner Mutter wurde, war damals und auch später ihr Lächeln, der schwache Druck ihrer Hand, die ihm unvergeßlichen Worte: „Gott segne Dich, mein Sohn!"

Und dieser Segensspruch einer Sterbenden, sollte er's nicht gewesen sein, der dem Knaben, der sich selbst bezwungen, so reiche, so überreiche

Früchte trug? Dagobert Reichhardt wenigstens glaubte das zum ersten Mal, als sein Herr, seine Hände ergreifend, mit Dankesthränen im Auge, ihn fragte: „Dagobert, mit was kann ich Dir vergelten, was Du an mir und meinem Kinde gethan?"

Tief erschüttert durch den Gedanken einer baldigen Befreiung aus Verhältnissen, deren ganze Schwere er schon in so kurzer Zeit auf das Drückendste empfunden, warf der kleine Lakai sich zu den Füßen des Freiherrn, und dessen Knie umklammernd, rief er flehend, eindringlich: „O, Herr, laßt mich nicht mehr Diener sein!"

Und Dagobert's Wunsch erfüllte sich. — Kaum wußte Freiherr von Dalborn den ganzen Thatbestand, so war er's, der für den Knaben wirkte, und während der sechs Jahre, wo er noch am Leben war, fort und fort dafür sorgte, den Jüngling auf Schulen und in Fabriken des In- und Auslandes all' Das lernen zu lassen, was er zu seiner künftigen Carrière bedurfte.

Im Alter von einundzwanzig Jahren kam Dagobert aus England und in das Haus des Herrn Daniel Merglius nach Elberfeld zurück, der ihn zum technischen Werkführer seiner Fabriken engagirte. Herr Merglius kannte das Genie des

jungen Mannes zu genau, als daß sein speculativer Kopf ihn sich hätte entgehen lassen mögen; außerdem liebte er ihn von Kindheit auf und war sehr glücklich, ihm diese Stellung angetragen zu haben, bevor noch Freiherr Werner von Dalborn ihn mit neuer Wohlthat überschüttete. Dieser übersandte Dagobert nämlich eine Verschreibung über zwanzigtausend Thaler, welche dem Knaben ausgestellt war am Tage, wo er seiner Tochter das Leben gerettet, für ihn auch von der Stunde an verzinst worden, und ihm jetzt zur Anlegung eines eigenen Geschäfts zur freien Verfügung gestellt wurde.

Dies Vermögen machte Dagobert, der so gern Alles der eigenen Kraft und dem eigenen Fleiße verdankt hätte, weniger glücklich, als man von solch' unvermuthetem Glücksfall zu erwarten berechtigt war. Es beugte nicht allein seinen Stolz, dem Freiherrn so viel zu verdanken; er sah dies Geschenk auch gewissermaßen als Bezahlung einer That an, an die er stets mit einem von Glück überwallenden Herzen zurückgedacht hatte. Vergeblich setzte sein Prinzipal ihm das Thörichte solcher Annahme auseinander, noch vergeblicher rieth er ab: das Geschenk zurückzuweisen.

Dagobert that's, und zwar in einem Schrei-

ben, das seinem Herzen mehr Ehre machte, als seinem Verstande. Er bat einzig: ihm, wenn er einmal Geld zu einem Unternehmen bedürfe, das jetzt angetragene Capital zu leihen.

Den Freiherrn verletzte diese Weigerung weniger, als Herr Merglius gefürchtet; freundlich, wohlwollend, wie er stets zu handeln pflegte, beantwortete er auch diese Zurücksendung der Verschreibung und Dagobert's Ablehnung, erklärte aber fest, ein einmal gemachtes Geschenk nie zurückzunehmen, vor Allem aber nicht von einem so jungen Manne, der wohl noch zu wenig den Werth des Geldes aus Erfahrung kenne, und mindestens noch zehn Jahre Bedenkzeit haben müsse, ob er solche Summe ablehne oder annehme. Das Geld sollte also vorläufig in die Hände seines Prinzipals übergehen und nach Ablauf von zehn Jahren wollten sie den Punkt weiter besprechen.

Dagegen konnte Dagobert um so weniger Etwas einwenden, als Herr Merglius ganz entschieden erklärte, auf Seite des Freiherrn zu treten, und sich das Geld für seinen jungen Werkführer auszahlen ließ. Nachdem war Dagobert nur darauf bedacht, einen Ort aufzufinden, wo er in jener industriellen Gegend Westfalens etwas Ge=

meinsames mit dem Fabrikherrn Merglius unternehmen könne. Der Fall trat schnell ein.

In Dagobert's engerem Heimathsbezirke, dem in der Grafschaft Mark belegenen Thal von Letmathe, befand sich ein alter schöner Edelhof, ein früheres Kloster, das noch nach seiner Vergangenheit der „Mönchhof," auch „Mönkerhof" hieß. Hart am Ufer des Lenneflusses gelegen, erstreckten sich seine Ländereien bis zum waldigen Terrain der hohen Berge, und ihr Laub- und Nadelholz war eines der cultivirtesten und schönsten auf Meilen in der Runde.

Dies ganze Terrain eignete sich vermöge seiner Ausdehnung und Lage und des an dieser Stelle besonders starken Falls der Lenne vorzugsweise zur Anlage einer Baumwollenspinnerei.

Daß dieser Mönchhof einer der schönsten Punkte im Thal von Letmathe, das, im Herzen des sogenannten Paradieses von Westfalen gelegen, welches an den von den blauen Ruhrbergen umkränzten grünen Höhen „Hohen-Syburgs" beginnend, sich erstreckt bis zu den malerischen Thalschluchten, aus deren einer die Perle jenes Paradieses, „Schloß Hohen-Limburg" von stolzer Bergeshöhe herniederschaut, all' der Zauber, all' die Poesie jener Gegend kümmerten Dagobert

nicht, noch weniger der Umstand, wie er durch Einreißen der alten Klostermauern und der wohl erhaltenen Ritterburg dem Thale einen Reiz nahm, den keine Fabrik der Welt ersetzen konnte. Er hörte nur den wildbrausenden Fall der Lenne am oberhalb des Gartens gelegenen Wehre, das die stärksten Räder treiben konnte; er sah von den grau und rothen Steinmassen des alten Klosters, von den Ringmauern der Burg nur ihre Festigkeit und Dauerhaftigkeit, welche, mit der Stärke des Basalts und Granits wetteifernd, die prachtvollste Grundlage zu vielen der Baulichkeiten liefern konnte, welche er im Sinne hatte an der Stelle und den angrenzenden Gebieten jetzt und einst aufzuführen. Diese Fabrikanlagen sollten an Großartigkeit und praktischer Einrichtung Alles überflügeln, was bisher Westfalen an solchen Anlagen besaß, sollten in Concurrenz treten mit den bedeutendsten Fabriken des Auslandes, die er gesehen.

An den Mönchhof stießen nämlich noch zwei Bauergüter, die, wie Dagobert berechnete, auch einst verkäuflich wurden, und — wenn sie später mit zu dem Terrain des Edelsitzes kamen, von unberechenbarem Vortheil werden konnten, sobald sich die erste Fabrikanlage nur einigermaßen rentirte. —

Kaum stand daher der Mönchhof zum Verkauf, so suchte auch Dagobert Herrn Merglius für seine Idee zu interessiren und ihn auf die schon lange von ihm berechneten Vortheile aufmerksam zu machen, die jenes Terrain und jene Gegend zu einer Fabrikanlage boten. Das Thal von Letmathe war bevölkerter, als es den Anschein hatte, seine Bewohner aber größtentheils arm und die nöthigen Arbeitskräfte daher leicht und ohne bedeutende Kosten zu erlangen.

Herr Daniel Merglius war viel zu guter Kaufmann, viel zu alter Fabrikherr, um den Segen dieser Speculation nicht in seinem ganzen Umfange vorauszusehen.

Mit Freuden unterzeichnete er daher den Kaufcontract, den Dagobert ihm bereits wenige Wochen später vorlegte und welcher ihn zum Miteigenthümer eines Grundstückes machte, das mit der Summe, die sein Werkführer dafür geboten, und zu der er es auch erhalten, kaum zur Hälfte bezahlt war.

Dies Dagobert's erste Speculation! — eine Speculation, auf die der routinirteste Kaufmann mit Stolz hätte blicken können.

Stolz war auch Dagobert, und mit einem Gefühle überströmender Seligkeit zog er durch das

alte Burgthor, dem er Tod und Vernichtung geschworen. Hell strahlte sein Auge, als er wenige Minuten später mit seinem Onkel, den er sich von Herrn Merglius zur Hülfe und Unterstützung für die Anlage erbeten, auf dem Plateau des runden Thurmes stand, der über das Castell hinausragte. Er hatte nicht Auge für die ihn umgebenden Wunder der Natur — nur Sinn für das Kommende, was er hier erschaffen wollte. Und von welch wunderbarem Reiz umflossen zeigte sich dem jungen Manne doch die Gegend, diese Gegend seines engsten Heimathlandes!

Schön — in Wahrheit wunderbar schön ist dieser Punkt des romantischen Westfalens, dieses alten Landes der rothen Erde, wenn das volle Sonnenlicht über dem Thal von Letmathe leuchtet und seine malerischen Scenerien so glänzend, so strahlend hervorhebt; doch — um wie viel schöner, anziehender ist gerade jener Theil in Westfalens „Paradiese", wenn der Mond seine tausend Reize mit geisterhaftem Scheine umwebt, und die Wunder dieser herrlichen Gottschöpfung in magischer Beleuchtung aus den tiefen Schatten der Nacht hervortreten.

Dagobert Reichhardt sah diese Landschaft von jenem größern Reize umstrahlt in der Nacht seiner

Ankunft. Glitzernd tanzte der goldene Schein des Mondlichts auf den schäumenden Wellen der rasch dahin eilenden Lenne, — in scharfer, fester Linie zeichneten sich vom klaren, sternenbesäeten Nachthimmel die hohen, dicht belaubten, schroff aufsteigenden Bergwände, die kahlen gewaltigen Felsmassen ab, und — welch' tiefe Poesie lag in dem kleinen, lichtumglänzten Bilde von Letmathe tief unten im Thal, über dessen altem düstern Rittersitz der schlanke Thurm pfeilerartig aufstrebt; — doch die höchste Fülle der Romantik bot der Blick auf jene, den schroffen Bergen gegenüber, dicht am Ufersrande emporsteigenden Felskolosse, bezeichnet nach ihren Formationen mit den Namen des „Mönchs" und der „Nonne."

Diese Steinbilder haben nur die Höhe von hundertfünfzig Fuß; doch wie riesig streben sie im Mondlicht aus dem Letmather Thal empor — in der That riesige Wächter eines der reizendsten Thäler im Paradiese Westfalens! —

Eben so wenig wie Dagobert Reichhardt dem tiefen Zauber jener poetischen Landschaftsbilder erlag, so dachte er auch nicht voll schwerer Ahnung, daß es Nacht — wenn auch eine helle Nacht war, in der er seinen ersten Einzug auf Grund und Boden hielt, an dem er so bedeutenden Antheil hatte.

Er fühlte nur mit einem an Uebermuth und Ueberhebung grenzenden Stolz die Fähigkeiten seines Geistes — seines Genies, das zerbrochen die Ketten unwürdiger Abhängigkeit, die seit länger als einem Jahrhundert in bescheidener Demuth die Glieder seiner Familie getragen! — Frei — unabhängig, wie er schon jetzt in so früher Jugend war, so sollten's seine Angehörigen auch alle — alle, und zwar durch ihn werden! — Das gelobte er sich fest. Wie schnell hatten sich die kühnen Träume seiner Knabenzeit erfüllt, denn — stand er nicht jetzt auf dem Boden, an der Spitze eines Unternehmens, das einst sich als dunkle, unklare Idee in seinem Geiste geregt, wie er das erste Mal vor langen Jahren in's Innere des Mönchhofes gekommen, und — waren diese dunkeln Träume helle Wirklichkeiten geworden — warum — warum sollte ihm auch nicht alles Andere gelingen, das noch als unerfülltes Sehnen in seiner Brust ruhte?

So trübte denn kein Nachtgedanke, kein einziger — die klare Morgenröthe seines Glücks — er sah ihr nur die hellste Sonne in Glanz und Prangen folgen! —

Vorläufig nahmen seinen Geist die Ausführung der nächstliegenden Ideen in Anspruch, und

überall, wo die Poesie der Umgebung ihn hätte bewältigen müssen, wenn er nur einigermaßen Sinn für die Natur gehabt, — überwältigten ihn die Pläne der Prosa, welche er an der Stätte einst noch durch rußige Mauern, rauchende Schlote und endloses Hämmern und Pochen in's Leben rufen wollte, so wie das eine oder andere der beiden angrenzenden Terrains noch dazu gewonnen war.

Sein Onkel, derselbe, den er einst angestaunt, staunte nun ihn an, als er in begeisterter Rede, mit lebhafter Geberde, bald hier, bald dort hin deutend, die Zukunft dieses von der Welt damals noch so abgeschiedenen Ortes schilderte und das zu jener Zeit noch so stille Thal ganz aus seiner friedlichen Ruhe riß.

„Hier muß die Spinnerei, die Weberei stehen!" rief er mit leuchtenden Augen, „dort — dort aber soll einst eine Metallfabrik sich erheben, die uns Alles liefert, was wir jetzt mit hohen Preisen aus dem Auslande beziehen und doch eben so gut, noch besser erzielen können. O Onkel, Du wirst es erleben, daß mein Name noch einmal berühmt wird, meine Fabriken zu den besten gehören, nicht allein im Heimathlande — auch im Vaterlande. — Ich hab's immer geahnt, gefühlt,

daß ich zu Anderem, Besserem berufen bin, als mein Vater aus mir machen wollte, und jetzt — jetzt weiß ich's — hier, hier wird die Stätte meiner Thätigkeit werden, hier werde ich Alles hervorrufen, was sich einst an kühnen Träumen in der jungen Brust eines strebsamen Kindes geregt!"

Rastlos wirkte, schaffte Dagobert schon während der nächsten Monate. Als der Wind über die Stoppeln wehte, war Nichts mehr zu sehen vom einstmaligen Kloster, von dem späteren schönen Edelhof; starr schaute der Mönchkoloß am Lenneufer auf die verwüstete Stätte, die vor Zeiten das Kloster getragen, gegen dessen Regel er und die steinerne Gefährtin seiner Tage, laut Sage, so schwer gesündigt, daß die himmlische Gerechtigkeit sie an die Stelle gebannt, wo sie sich der irdischen durch Flucht zu entziehen gesucht.

Aber nicht allein die Steinbilder blickten staunend auf den Vernichtungskampf eines schöpferischen Geistes; im Thal von Letmathe und weit hinaus über die Grenzen des Paradieses erregte Dagobert's Thun und Treiben Verwunderung. Sinnend, ahnend blickte nur der Freiherr Werner von Dalborn während seines Aufenthalts auf Haus Dalborn auf die immer höher anwachsenden Schutt- und Trümmerhaufen, auf den sich

hell und heller lichtenden Wald und neu erstehende Mauern; er war der Einzige, der nicht Zeter schrie über eine Barbarei, die Vielen an Wahnsinn, an Vandalismus zu grenzen schien.

Waren in Westfalens Paradiese auch um die Zeit längst, längst schon jene prophetischen Stimmen verklungen, die einst den ersten Bewohnern dieses Landes aus Bäumen und Bächen, von Felsen und Bergen entgegengetönt haben sollen, und ihnen bald Heil und Segen, bald Unglück und Verderben verkündet, der Freiherr Werner vermißte keine der aus Waldesdunkel hervortretenden Druiden, er brauchte keine Veleda zu fragen, ob Dagobert Reichhardt hier zu seinem Glück wirke; sondern Alles, Alles sagte ihm Das, was der junge Mann unternahm. Sah er ihn an wohlbekannter Stätte Jedes fremd gestalten, so hatte er das sichere Gefühl: „es schlägt zum Guten aus für ihn."

Diese Ahnungen und Gewißheiten bestimmten ihn wohl zu dem Schritt, der wenige Wochen später, nach seinem so plötzlich und ganz unvermutheten Tode Alle, die davon hörten, in Erstaunen setzte. Es war die testamentarische Verfügung: „daß Dagobert Reichhardt, zur Zeit technischer Werkführer in den Fabriken des Herrn Merglius zu

Elberfeld, frei stehe: ein Capital von fünfzigtausend Thalern vom Vermögen seiner Tochter Adelgunde zur Vergrößerung jener auf dem Mönchhofe erstehenden Fabrik aufzunehmen oder künftig bei Gründung seiner projectirten Metallfabrik zu verwenden. Von den in Aussicht gestellten fünfzehn bis zwanzig Procenten verlange er für sein Kind nur die Auszahlung von zehn bis zu ihrer Mündigkeit, von welchem Zeitpunkt ab sie weiter über Capital und Zinsen zu bestimmen habe."

Dagobert Reichhardt nahm dieses Capital auf. Herr Merglius nannte ihn seit dem Tage, wo es zur Verwendung in seine Hände gelangte, ein „Glückskind;" Dagobert jedoch fühlte abermals einzig aus dieser Schickung und Fügung des Himmels den Segen seiner Mutter heraus, und immer und wieder sagte er: „Welche Kraft muß solch segnendem Wort einer frommen Mutter, einer demüthigen Frau innewohnen!"

Diese Annahme bewirkte bei ihm eine noch tiefere Gottesfurcht und heiligere Frömmigkeit, als der ganze religiöse Cultus, den schon zu jener Zeit die Geistlichkeit des Wupperthals als göttlichen Samen in die Herzen der Menschen zu streuen begann und der sich fortgepflanzt bis auf unsere Tage, gediehen ist und herrliche Frucht bei

Tausenden getragen, — ob unter diesen Tausenden auch Manche auf schreckliche Abwege gerathen sind und bei Einzelnen der Segen in Fluch sich verwandelt hat.

Bei Dagobert Reichhardt wirkte der öftere und längere Aufenthalt in Elberfeld, im Hause des Herrn Merglius, das als ein streng lutherisches bekannt war, noch anders. Er, der in den Lehren der katholischen Religion auferzogen, neigte sich schon als Jüngling dem Protestantismus zu, und — als Mann wechselte er, zum tiefen Kummer seines Vaters, zum Schrecken seiner Geschwister, den Glauben, und ging an dem Charfreitage, wo Martha Merglius, die jüngste Tochter seines Chefs, zum ersten Mal das heilige Abendmahl empfing, mit ihr und ihrer ganzen Familie zum Tische des Herrn.

Seit diesem Tage spann sich das Band fester, das bisher Dagobert und die Merglius'sche Familie verbunden. Sie betrachteten ihn nicht mehr als Fremden, und das Oberhaupt des Kreises, das sich bisher seine Schwiegersöhne und Töchter in den angesehensten und reichsten Fabrikhäusern Elberfelds ausgesucht, kannte fortan nur den Wunsch, sein jüngstes, letztes unvermähltes Kind einst mit Dagobert Reichhardt verbunden zu sehen.

Dagobert Reichhardt ahnte von diesen Wünschen seines Chefs, die im Herzen der sechzehnjährigen Martha tiefen Anklang fanden, Nichts, für ihn hatte nur ein weibliches Wesen der weiten Gotteswelt Interesse, und das war — Adelgunde von Dalborn!

Jedes Jahr hatte er sie im Letmather Thal auf Haus Dalborn wiedergesehen, nur die beiden letzten nicht, da er während jener Zeit Reisen durch England und Frankreich machte und sich Wochen, Monate lang in den bedeutendsten Fabrikstädten jener Länder aufhielt, in denen er theils neue Handelsverbindungen anknüpfte, theils Studien machte und den Kreis seiner Anschauungen um ein Bedeutendes erweiterte.

Allerdings sah Dagobert, welche Pläne man mit Adelgunde von Dalborn hatte, wie man trachtete, sie in Verhältnisse zu bringen, die für ihren Rang und Stand wohl passend waren; doch keineswegs mit der Richtung harmonirten, die ihr eigenwilliger Geist eingeschlagen. Sie ging ihren eigenen Weg, wenn sie sich auch anscheinend dem Willen ihrer gestrengen Tante fügte, die nach dem Tode ihrer Eltern ihre Erzieherin, Beschützerin und — Vormünderin geworden.

Anders, durchaus anders wie gegen ihre ganze

Umgebung war Adelgunde gegen ihn von Kindheit auf. Sie sah in ihm stets voll Dank den Retter aus höchster Gefahr, er war ihr treuester Freund und einziger Vertrauter in all' ihren kleinen Freuden und großen Leiden; der stets bereite Helfer in jeder Noth. Das warme Roth der Freude verklärte jedesmal ihr liebliches Antlitz, wenn sie ihn wiedersah, und sie sprach den Gruß: „guten Tag, Dagobert!" immer so fröhlich aus, daß man's sah, es war ihr eine Lust, ihn wieder zu treffen. Dieser einfache Gruß tönte noch fort und fort in seinem Herzen, wenn sie lange, lange schon wieder Haus Dalborn verlassen und er, ihrer gedenkend, träumerisch inmitten des lauten bewegten Lebens seiner Fabrik stand.

Diese Träumerei war aber Dagobert's einzige! Der Punkt, wo seine Gedanken sich auf Adelgunde von Dalborn richteten, ebenfalls der einzige, in dem er schwach war und bei dem er Nichts von jener praktischen Vernunft an den Tag legte, die sonst sein ganzes Wesen durchdrang und alle seine Handlungen so scharf und charakteristisch kennzeichnete.

Während sonst Jedes und Alles von ihm in reiflichste Erwägung gezogen wurde, und er Nichts im Kopf und Sinn trug, dessen Chancen er nicht

nach allen Seiten hin genau berechnete, ließ er den Gefühlen seines Herzens völlig freien Spielraum, und — heilig unantastbar, wie sein Glaube, war ihm seine Liebe — fest, wie er auf eine ewige Seligkeit hoffte, hoffte er auch auf eine irdische, — an Adelgunde von Dalborn's Seite.

Daß sie reich war, hatte Nichts mit seinen Gefühlen zu thun, und eben so wenig bedachte er je, daß sie der in sich so fest abgeschlossenen Aristokratie Westfalens angehörte, die da jedes Abweichen von der reinen Linie des Stammbaums als eine Art von Verbrechen betrachtet. Er bekümmerte sich überhaupt im Ganzen zu wenig um Alles, was außer dem Bereiche seines Geschäftes und dem geheiligteren seiner Liebe lag.

Seine Verwandten hatte er, bis auf seinen Vater, der noch im Diensthause von Haus Dalborn wohnte, alle aus der niedern Sphäre der dienenden Classe herausgezogen, sie theils in der Fabrik auf dem Mönchhofe angestellt, theils ihnen bei den neuen Speculationen, die er unternommen, eine anständige Versorgung verschafft. Seine Brüder und Schwestern waren zur Zeit sämmtlich verheirathet. Sie hatten alle, bis auf eines der Mädchen, als Verwandte des reichen Fabrikherrn sehr gute Parthien gemacht und waren in an-

gesehene und vornehme Familien getreten. Diese Eine, Kathy Reichhardt, gerade seine Lieblingsschwester, hatte sich mit einem jungen Bauern verheirathet, der von seinen Eltern auch nur als solcher erzogen worden, diesen Stand um keinen Preis der Welt mit einem andern vertauscht hätte und auf seinen großen Bauernhof eben so stolz war, wie vielleicht mancher Majoratsherr kaum auf den Stammsitz seiner Ahnen.

Seine Mutter, Frau Else Rottenkamp, stammte aus einer der in Westfalen so hoch angesehenen Familie der „Wittekind'schen Sattelmeier," die sich, nachdem jener berühmte Sachsenherzog, „König Weking," wie er in Westfalen heißt, im Angergau niedergelassen, dort auch anbauten und, wie sie einst Wittekind's Kriegs- und Waffengefährten gewesen waren, nun gleich ihrem Herrn in friedlicher Ruhe die Tage verlebten und auf seinen Wunsch den Boden der rothen Erde urbar machten. — Sie haben sich auf vierzehn Nachkommen, die auf denselben Stellen leben und arbeiten, wie ihre Vorfahren im alten Herzogthum von Engern und Westfalen erhalten, ihre Besitzungen „Meierhöfe" genannt, und als unveräußerlich stipulirt.

Ein Heraustreten aus ihrem Bauernstande,

ein Abweichen von ihren alten, einmal hergebrachten Sitten und Gewohnheiten, würden diese Nachkommen der Freunde und Waffenbrüder Wittekind's als größte Schande ansehen, als einen schmachvollen Abfall von ihrem altehrwürdigen und geheiligten Bunde betrachten. Sie sind darin wie die starrsten Aristokraten, halten unbeugsam fest an ihren einfachen Grundsätzen, die auf „Gebet und Arbeit" lauten, und sehen die Sphäre, in der sie leben, als die beste an, würden sie um Thron und Reich nicht eintauschen. —

In solchen Grundsätzen war Frau Else erzogen, sie pflanzte sie wiederum dort, wohin Wunsch und Herzensneigung sie führten, auf den Hof des Bauern Rottenkamp bei Werdohl. Darum hatte ihr Sohn auch lange mit ihr zu kämpfen, ehe sie endlich ihre Einwilligung gab, daß er Kathy Reichhardt und kein Bauernmädchen heirathete, und nur als er ihr eines Tages versicherte: „Gut, da frei' ich nie!" — sagte sie, in Anbetracht, daß es ihr einziger Sohn war und er doch nur halb in die hochangesehene Verwandtschaft der Sattelmeier gehörte: „Nun denn hol' sie Dir; doch daß sie nicht als fein Stadtkind in mein ehrlich Bauernhaus kommt."

Frau Else siedelte bald nach der Heirath ihres

Sohnes nach Schloß Briesen über, wo die Schwester des Besitzers, Gräfin Irmengard Briesen, ihre alte Freundin, lebte, die sehr krank war und nun ihrer mehr bedurfte, als der glücklich verheirathete Sohn.

So ungern auch Dagobert Reichhardt diese Parthie gesehen, da er für seine Lieblingsschwester gern ein anderes und glänzenderes Loos erstrebt, als sie mit einem einfachen Bauer verheirathet zu wissen, so freute er sich doch, als es endlich so weit war, und die alte Frau Else ihre hohe Einwilligung gegeben hatte. Seine Schwester liebte den jungen Rottenkamp treu und innig. Als er ihn persönlich kennen lernte, söhnte er sich mit der Heirath völlig aus. Der Schwager war ihm bald der liebste, und Frau Else gab später Dagobert, den sie einst nicht geliebt, weil sie ihn für stolz gehalten, das höchste Lob, das sie einem Menschen geben konnte, indem sie sagte: „Er wäre werth, ein Bauer meiner Heimath zu sein!"

Der Verkehr mit diesen Verwandten blieb auch der regste, und nie fiel es Dagobert, als reichem, hochangesehenem Fabrikherrn, ein, sich mehr als sie zu dünken. Er war fern von allem Hochmuth und von jener unleidlichen Ueberhebung, die so leicht reichen Emporkömmlingen zu eigen wird

und sie oft selbst dem Kreise ihrer nächsten Anverwandten entfremdet. Er kannte nur einen Stolz, den: das Tüchtigste zu leisten und an Fleiß und Ausdauer Alle zu überbieten. Dieser Stolz hatte ihm reiche Früchte getragen, und nicht allein, daß er sich durch seine unermüdliche Thätigkeit bereits nach sechs Jahren ein bedeutendes Vermögen erworben, die Fabrik, welche er leitete, erfreute sich im In- und Auslande eines so ausgezeichneten Rufes wie selten ein Etablissement so neuer Art.

Außer an jener Spinnerei und Weberei hatte Dagobert sich an Unternehmungen der verschiedensten Art betheiligt, als an neuangelegten Papierfabriken, Eisenschmelzen und Hohöfen. Eine Drahtwalze hatte er bei Werdohl allein gegründet, und der Segen, der alle seine Speculationen begleitete, bereits einen Ertrag geliefert, daß er die Baumwollspinnerei allein hätte betreiben können. Mitunter war das sein heißer Wunsch gewesen, den Rücksicht auf seinen Compagnon aber unausgesprochen gelassen. Herr Merglius hatte diesen Wunsch schon errathen, aber noch nicht an der Zeit gefunden, zu erfüllen, weil es in seiner Absicht lag, den Antheil an jener Fabrik seiner Tochter als Heirathsgut zu geben.

Immer war es des reichen Kaufmanns Plan gewesen, seine Tochter mit Dagobert zu vereinen. Daß der junge Fabrikherr das entscheidende Wort noch nicht gesprochen, hatte, wie er sich fest überzeugt hielt, seinen Grund einzig darin, daß er keiner seiner Töchter eine Heirath vor dem zwanzigsten Jahre gestattet, und jeder Verlobung, die über drei Monate hinausging, durchaus abhold war.

Martha Merglius stand aber diesem Zeitpunkt, den ihr Vater als bestgeeignet zum Antritt einer Ehe hielt, noch fern, denn sie war kaum ein halbes Jahr älter als Adelgunde von Dalborn. Wie fern sie ihm aber zu jener Zeit in Bezug zu Dagobert stand, das ahnte weder ihr Vater, noch einer ihrer Verwandten, die alle in ihr des jungen Reichhardt's Gattin sahen. Wagte sie selbst nur eine Andeutung zu machen, daß der Fabrikherr auf dem Mönchhofe sich vielleicht eine Lebensgefährtin in der Aristokratie Westfalens suchen würde, so belachte man einfach diese Annahme und begriff nicht, was das Mädchen auf eine so thörichte Idee gebracht haben könne.

Was Martha Merglius veranlaßte, das zu glauben, sogar fest, wenn auch voll Schmerz, hatte den Grund in einem kleinen Ereignisse, zu dessen Zeugin sie der Zufall gemacht, wenn wir

ein Zusammenwirken kleiner Umstände, die in ihren Folgen oft so groß, so bedeutend und wichtig für uns werden, überhaupt Zufall nennen dürfen, — sie nicht als höhere inhaltschwere Fügung bezeichnen müssen! —

Drittes Kapitel.

Wenige Tage vor Dagobert's Abreise nach England war's, als er in tiefer Bergeseinsamkeit plötzlich und unvermuthet Adelgunden begegnete, und bei diesem Zusammentreffen beinahe den festen Vorsätzen untreu wurde, die er nach reiflicher Ueberlegung gefaßt. Sie bestanden darin: ihr, die vermöge ihrer Erziehung, trotz ihrer siebenzehn Jahre, noch völliges Kind und noch gänzlich unerfahren war, Nichts von den geheimen Wünschen und Gefühlen seines Herzens zu verrathen und die Entscheidung über sein Lebensglück erst nach seiner Rückkehr in ihre Hand zu legen.

Von Werdohl kommend, wo er Schwester und Schwager Lebewohl gesagt, wählte er, um zu seiner ebenfalls im Lennethal gelegenen Drahtwalze zu gelangen, den kürzeren Weg, und erreichte jene öde Bergeshalde, auf der die Ruinen der

alten Veste Pungelscheid, des Hauses der Neuhof stehen, aus deren altem, jetzt lange erloschenem Geschlechte jener wunderbare Mann, Theodor von Neuhof hervorgegangen, der, Nichts besitzend als sein Leben und den Degen des westfälischen Regiments, aus dem er geschieden, planlos in der Welt durch aller Herren Länder umherirrte, endlich an Corsica's Küste landete und da den Boden betrat, wo Krone und Reich seiner harrten. — Wem ist's nicht bekannt, dies seltsame, dies trostlose Geschick jenes Mannes, der als König Theodor der Erste ein blühendes Land regierte, Herrscher von Corsika und Crapaja hieß, dem freudig und fest ein kühnes, tapferes Volk anhing, und — der als Bettler in einer der elendesten Straßen Londons, in armseligster Dachstube, sein bewegtes Leben endete? —

An dieser Ruine, der Stammburg eines der befähigtsten, unerschrockensten und genialsten Männer des westfälischen Landes, traf Dagobert Reichhardt Adelgunde, fand sie zu seiner größten Ueberraschung allein.

Sie saß, den Kopf gegen die alte zerbröckelte Mauer des halb verfallenen Thorbogens gelehnt, und blickte sinnend in die tiefe wilde Einsamkeit der öden, menschenleeren Gegend. Ein langes

Reitkleid von dunkelblauer Farbe umschloß ihre hohe, schlanke, jugendliche Gestalt; ihre Hände ruhten müssig auf aufgeschlagener Zeichenmappe; mit ihren goldigen Locken, die weder Hut noch Schleier deckte, spielte ein leichter Wind, und er schlang von Zeit zu Zeit die losen Ranken des Epheus, der die Mauer zierte, als Kranz um ihre schöne Stirn.

Hatte Adelgunde auch bisher als Ideal aller Vollkommenheit in Dagobert's Seele gestanden, so reizend, wie er sie in dem Augenblicke fand, glaubte er sie noch nie gesehen zu haben. Seiner stummen Bewunderung machte das laute Wiehern ihres Pferdes ein Ende, das, von Zaum und Gebiß befreit, weidend auf dem üppigen Rasen unweit des lieblichen Mädchens stand.

Adelgunde wandte sich lebhaft um, tiefer, dunkler wogte einen Moment das Blut durch ihr rosig angehauchtes Gesicht; dann die langen Locken zurückschüttelnd, ihr Reitkleid zusammenraffend, sprang sie wie eine Feder empor, und ehe Dagobert sich's versah, stand sie neben seinem Pferde. Die linke Hand streichelnd auf den schlanken Hals des schönen edeln Thiers legend, reichte sie ihm mit lieblichem Lächeln die Rechte und sagte zuversichtlich: „Nicht wahr, Dagobert, Sie verrathen

der Tante nicht, daß Sie mich hier allein gefunden haben."

„Gewiß nicht!" rief er betheuernd, sprang zur Erde, und setzte nicht ohne Staunen hinzu: „wie aber kommen Sie so allein in diese Einsamkeit, Baroneß Dalborn?"

„Ja, da könnt' ich Ihnen eine lange Geschichte erzählen, bester Dagobert; doch was interessirt es Sie, ob Onkel Grothen und Tante Cordelie mit zehn Pfarrern und sieben Caplänen beim Diner in Altena sitzen und ich die Fabel von der Katze und Maus aufgeführt. Ich wollte einmal hierher nach Pungelscheid, auf König Theodor's Burg, bin hier, und schön ist's, daß Sie auch da sind, denn Sie stören mich nie! Wollen Sie sich hier mit hinsetzen? — Der Platz ist entzückend, die Aussicht himmlisch — kommen Sie."

Sie zog ihn mit sich auf eine moosüberwachsene Steinbank, nahm ganz unbefangen neben ihm Platz, und hinausschauend in das bergumkränzte Thal, in die blaue Ferne, rief sie plötzlich: „Wie seltsam, Dagobert, daß ich gerade an Sie dachte, als Sie kamen."

Er stand noch unter dem Einfluß der Ueberraschung und des Entzückens über die unvermu-

thete Begegnung, als sie ihm diese liebenswürdige Eröffnung machte, und verwirrt, erfreut, beglückt, vergaß er gänzlich, auf ihre Anrede zu antworten.

Sie sah ihn an, bemerkte die Aufregung in den sonst so ruhigem Gesichte, und fragte rasch: „Was ist Ihnen, was haben Sie?"

„Starke Kopfschmerzen!" entgegnete er hastig, und stützte die Stirn in die Hand, um ihr den Anblick seines Gesichts zu entziehen.

„Ach!" rief sie bedauernd, glitt, ehe er's hindern konnte, von der Moosbank, nahm ihm zu Füßen Platz und sprach eindringlich: „Rücken Sie mehr in den Schatten der Mauer, da ist's kühler; ich sitze hier im Rasen ganz vortrefflich."

„Wie gut Sie sind! — Ich danke!" stieß er mit gepreßter Stimme hervor, und wagte nur momentan in das schöne Gesicht, in die lieben Augen zu sehen, die mit dem Ausdruck der innigsten Theilnahme auf ihm ruhten.

Eine Weile schwiegen Beide, sie, um ihn nicht zu stören, — er, um seine Gedanken zu sammeln, die im wilden Chaos durcheinander flutheten. Durch dieses Labyrinth strahlten ihre Worte so hell, so unabläßig, daß er ganz unwillkürlich die Frage aufwarf, diese ihm so bedeutungsvolle Frage:

„Und was dachten Sie vorhin von mir, Baroneß Dalborn?"

Ihre ruhige Entgegnung: „Ich verglich Ihre Energie mit der des Mannes, auf dessen Boden wir hier stehen!" enttäuschte ihn. Er hatte Anderes erwartet, faßte sich aber schnell, und rief lächelnd:

„Ich danke für das Compliment; hoffe aber, Sie wünschen meinem Streben ein glänzenderes Ende, denn Sie dürfen doch nicht vergessen, daß wir auf den Trümmern der Stammburg unseres armen Landsmannes sind."

„Ende?" wiederholte sie sinnend, und setzte dann lachend hinzu: „Ach, wie kann bei Ihnen, der Sie alle Tage Neues beginnen, von Ende die Rede sein?"

„Und doch wird all' dies Neue einmal ein Ende haben, wenigstens für mich, — ich werde sterben, wie einst Theodor von Neuhof gestorben ist, denn der Tod ist unser Aller Loos."

„Aber das nicht das Loos Aller, fortzuleben in der Erinnerung von Tausenden, und dies schöne Loos, Dagobert, wird auch das Ihre sein."

„Sie stellen mir ein sehr günstiges Prognostikon. Gebe Gott, daß Sie recht haben."

„Ich werde es haben, und Sie sollen einmal

sehen, Dagobert, Ihnen wird's gehen, wie dem Herrscher von Samos, Sie werden einst, wie er, wenn Sie in's Thal von Letmathe hinabschauen, sagen können: Dies Alles ist mir unterthänig!"

„Fahren Sie fort, Baroneß Dalborn! Fahren Sie um des Himmels willen fort, denn die Hauptsache kommt doch erst!" rief er schnell.

Sie schüttelte den Kopf, indem sie leise sagte: „Ach, ich glaube, das Glück ist nicht immer abhängig vom Gelde, vom Besitz, und wer kann das wissen, ob Sie auch, wie er, hinzufügen können: Gestehe — daß ich glücklich bin!"

Betroffen schaute er auf sie nieder, die so ernst sprach, wie er sie noch nimmer reden gehört; da sah sie plötzlich heiter lächelnd zu ihm auf und rief mit völlig verändertem, mit munterm Tone: „O, wie Sie erstaunt sind, daß ich einmal ernst spreche! Daran ist aber allein die Tante schuld, sie hat mir heute ein so ungünstiges Prognostikon in ihrer bösen Laune gestellt, daß ich noch ganz melancholisch darüber bin, und mich noch immer nicht von dem Schreck erholen kann."

„Und was sagte sie? Darf ich's wissen?"

„Sie können Alles wissen! — Sie meinte nämlich, ich würde, weil ich heute meine ganze

Baarschaft einem Blinden gegeben, künftig einmal auch all' mein Geld leichtsinnig verthun, und dann in Armuth und Elend da sitzen!"

„Das ist allerdings schrecklich!" rief er lachend, „und dazu doch wohl keine Aussicht?"

„O, nicht wahr, nein?" fragte sie freudig, „ich habe zu viel Geld?"

„Es läßt sich auch viel Geld verthun, Baroneß Dalborn!" entgegnete er ernst.

„So viel, wie ich habe? — Es soll so sehr viel sein, sagt Armande Bousolle," rief sie naiv.

„Und wenn's das Zehnfache wäre, es ließe sich durchbringen, wie Sie auch ebenfalls das Zwanzigfache durch Unglück verlieren könnten."

„Durch Unglück? — Ja, das wäre traurig; doch Dagobert, würde ich wirklich einmal arm, — nicht wahr, Sie hälfen mir immer, wenn Sie könnten?"

„Immer!" entgegnete er feierlich und tief bewegt durch den Blick und Ton des festen Vertrauens, mit dem sie zu ihm aufsah und sprach.

Sie reichte ihm die Hand, eine Thräne glänzte in ihrem Auge; dann lächelte sie lieblich und sagte bedächtig:

„Haben Sie Unglück, so helfe ich Ihnen auch,

und nicht wahr, Sie nehmen meinen Beistand ebenfalls an?"

„Sicherlich!" rief er, lächelnd über ihre Miene, „und vergessen Sie das Versprechen nicht; es ist ein überaus wichtiges für einen Kaufmann, der ja so abhängig von den Chancen des Glücks ist."

„Sie wissen, ich halte, was ich verspreche!" antwortete sie stolz.

Er sah sie an, als verstände er nicht den Sinn des Worts, und sie setzte hinzu: „Entsinnen Sie sich denn nicht, daß Sie mich einmal baten: Sie immer Dagobert zu nennen, wie ich auf Befehl der Tante zum ersten Mal Herr Reichhardt zu Ihnen sagte?"

„Ja, ja — und das Versprechen ist Ihnen so heilig, was Sie als Kind abgelegt, deshalb nennen Sie mich so?"

„Das weiß ich nicht genau, ob ich's nur thue, weil ich's versprochen habe; ich glaube vielmehr, ich nenne Sie Dagobert, weil ich eben nicht anders sagen kann."

„Werden Sie mich immer so nennen?" fragte er mit leuchtendem Auge.

„Immer! — denn, wie gesagt, ich kann nicht Herr Reichhardt zu Ihnen sagen, es klingt zu sonderbar, zu fremd."

„Sie können es wirklich nicht?“ fragte er eindringlich und mit tiefem Ernst, obgleich sein ganzes Innere voller Jubel und Entzücken über dieses Geständniß war.

„Sie fragen ja gerade so feierlich danach, wie gestern Tante Cordelie.“

„Aber wahrscheinlich aus anderen Gründen.“

„Das glaube ich auch!“ rief sie herzlich lachend. „Tante Cordelie ärgert sich, daß ich's nicht kann, und trotz all' ihrer strengen Befehle doch nicht thue, und Sie — Sie freuen sich darüber, wenigstens sagten Sie mir das vor vier Jahren.“

„Und wiederhole es heute!“ sprach er mit einem Ernst, der sie stutzig machte.

„Sie sind aber doch heute ganz anders wie sonst, Dagobert.“

„Aber ich bin darum ganz der Alte.“

„Werden Sie das immer bleiben?“ fiel sie ihm rasch in's Wort, und setzte lebhafter hinzu: „Bitte, Dagobert, bleiben Sie immer so gut gegen mich, behalten Sie mich lieb trotz meiner Fehler, damit ich doch einen Menschen in der Welt habe, der mich von Herzen lieb hat und auf den ich mich verlassen kann.“

Sie brach in Thränen aus — er war tief erschüttert — keines Wortes mächtig, und als es

hervorbrechen wollte, das Gefühl seiner glühenden Liebe, da ertönten plötzlich Stimmen in der Ferne. Beide sprangen empor, er sah sich erregt um; sie ruhiger und die letzte Thränenspur aus dem Auge tilgend, sagte sie ernst, und doch mit lieblichem Lächeln ihm die Hand reichend:

„Also wie heute, immer, Dagobert — Freundschaft — treue Freundschaft bis an's Ende!"

„Freundschaft?" wiederholte er mit wunderbar weicher Stimme und ergriff ihre Hand. Ein Strahl der Leidenschaft, welche seine Herz durchzitterte, brach aus seinem Auge, dann senkte er den Blick vor ihrem arglosen Kindesblick, und nur einen Moment die kleine Hand drückend, sprach er leise, aber fest:

„Immer wie heute, Ihnen treu ergeben! Treu bis an's Ende — bis — — in den Tod."

Eine weibliche Gestalt trat unweit von Beiden aus der dichten Gruppe der Bäume hervor; sie sah Die, die sie sogleich erkannte, Hand in Hand stehen, und hörte sie auch nicht die Worte, so deutete sie sie doch richtig, und deutete sie doch — falsch! — —

Es war Martha Merglius. Sie machte mit ihrem verheiratheten Bruder und dessen Frau eine Reise in's Gebirge, eine Parthie in's Lennethal,

und hatte sich seit Wochen so unbeschreiblich auf diese Tour gefreut. —

Warum sie, wie von einer Viper berührt, mit kurzem, lautem Schrei in die Gebüsche zurücktrat, warum sie, die so schnell vorangeeilt, jetzt im Fluge zurückstürzte, ihre Begleiter auf einen Seitenpfad führte, der von der Ruine sich entfernte, und diesen als richtigen Weg zur Burg Pungelscheid bezeichnete — das machte sie sich in dem Augenblick selbst nicht klar. Völlig unklar wurde ihr Benehmen indessen den Geschwistern, als sie eine Stunde später Beide eindringlich, mit kaum zurückzuhaltenden Thränen beschwor, die projectirte Tour nach der Mönchhofer Fabrik aufzugeben und über Altena direct nach Hohen-Limburg zu fahren.

Dagobert und Adelgunde blickten sich kurze Zeit vergeblich nach der Richtung hin um, wo sie von Neuem einen Ton gehört, glaubten dann, als sie Nichts sahen, sich getäuscht zu haben, und bestiegen ihre Pferde, als Beide in dem nächsten Augenblicke in dem Reiter, der über die offene Waldlichtung sprengte, einen Diener erkannten, den sie dahin bestellt hatte, sie abzuholen.

Noch einmal reichten sie sich die Hand, ehe ihre Wege sich trennten, und sie sahen sich vor seiner Abreise nicht wieder.

Zwei Jahre waren seit dieser Stunde und jenem Gespräch vergangen, und kein Tag hatte sich in dem langen Zeitraum zu Ende geneigt, ohne daß Dagobert Reichhardt nicht mit geheimem Entzücken an die Begegnung an der alten Ruine zurückgedacht, — an Adelgundens Worte nicht tausend frohe Hoffnungen für die Zukunft gereiht.

In dem Herzen von Martha Merglius zitterte diese Erinnerung auch nach, und je öfter sie an sie herantrat, desto mehr erstarben all' die Hoffnungen, welche sie für ihre Zukunft gehegt. Wie kalt und ruhig das junge Mädchen auch äußerlich erschien, so wild, so stürmisch war es in der Tiefe ihres Innern. Mit einem Gefühle, das fast an Haß grenzte, sah sie im Sommer der beiden letzten Jahre die schöne Baroneß Dalborn wieder; und verglich sie mit selbstquälerischer Genauigkeit die aristokratische Erscheinung Adelgundens mit ihrem schlicht bürgerlichen Aeußern, so verlebte sie Stunden, deren Pein Niemand ahnte, Stunden, von denen Alle, die ihren so einfachen, sonst so fromm demüthigen Sinn kannten, sicherlich geglaubt hätten, daß sie jenem anscheinend stillen, sanften Wesen immer fremd geblieben wären.

Martha's Qualen stiegen, je mehr sich der Zeitpunkt von Dagobert's Rückkehr näherte, je

offener jetzt ihre Eltern und Geschwister die geheimen Pläne andeuteten, welche die Familie mit dem jungen Fabrikherrn hatte. In die tiefe Nacht ihrer Verzweiflung fiel aber plötzlich ein heller Strahl, es war das Gerücht, das wenige Tage vor Dagobert's erwarteter Ankunft aus sicherer Quelle von Haus Dalborn nach Elberfeld drang: „daß Adelgunde von Dalborn mit dem Majoratserben des einstigen Stammsitzes ihrer Familie verlobt sei, und die öffentliche Feier dieses Bündnisses in den nächsten Wochen stattfinden würde."

Da zum ersten Male regte sich ein Zweifel im Innern des Mädchens, ob sie an der alten Ruine nicht zu viel gesehen, zu wenig an die Möglichkeit gedacht, daß jene Begegnung eine rein zufällige gewesen sei, jenes Hand in Hand Stehen nur aus freundschaftlicher Beziehung stattgefunden habe.

Gewißheit! — baldige Gewißheit! so lautete der brennende Wunsch ihrer Seele, und kaum hörte sie, daß Fräulein Cordelie und ihre Nichte auf Haus Dalborn erwartet würden, so hoffte sie der baldigen Erfüllung dieses Wunsches um so sicherer zu sein.

Dagobert erhielt die Nachricht von der in Rede stehenden Verlobung noch unterwegs. Lächelnd legte er den Brief, der das Gerücht meldete, bei

Seite, und war so vollkommen überzeugt, daß Adelgunde von Dalborn den ihr bestimmten Verlobten nie heirathen werde, als ob er von ihr selbst die Bestätigung jener undenkbaren Möglichkeit erhalten hätte.

Ruhigen Herzens reiste er weiter, unveränderten Herzens kehrte er nach Deutschland zurück. Wie es ihn auch drängte, dorthin zu kommen, wo er mit verdoppeltem Eifer wirken, schaffen und die Früchte seiner Reise niederlegen wollte, — noch mehr trieb es ihn hin, wo das Leben seines Lebens weilte, dahin, wo das Ideal seiner Kindheit, Jugend und Mannesjahre war, und wo er die endliche Entscheidung seines künftigen Glücks in die Hand der Geliebten legen wollte — eine Entscheidung, der er ohne Zagen und Bangen entgegensah, die er einzig voll froher Zuversicht, voll freudigster Hoffnung erwartete.

Viertes Kapitel.

Adelgunde von Dalborn finden wir nach einem Zeitraum von fünfzehn Jahren in derselben Umgebung in Frankfurt wieder — in jenem stillen, einsamen Garten des alten Wuysdaelen'schen Hofes, wo wir sie zuerst als heiteres, fröhliches Kind kennen lernten. Sinnend lehnt sie an dem Brunnen, wo sie einst durch Dagobert Reichhardt aus größter Gefahr errettet worden, und ihr Geist irrt jetzt, Hülfe suchend, im weiten Gebiete der Verzweiflung umher, ohne irgend einen Anhalt, eine Stütze zu finden.

Schon in ihrer Kindheit verwaiste Adelgunde. Neun Jahre zuvor starb ihr junger, lebenskräftiger Vater, nach zwei Jahren folgte ihm ihre ewig kränkelnde Mutter. Der Tod beraubte sie auch noch, ehe sie erwachsen war, ihres einzigen Bruders, jenes Knaben, der bei seiner Geburt als

Majoratserbe begrüßt worden, als Majoratsbesitzer auch aus der Welt geschieden, da Freiherr Engelbert von Dalborn bei seinem vor acht Jahren erfolgten Absterben nur zwei Töchter hinterlassen hatte.

Haus Dalborn, das Familienmajorat, war nach dem Aussterben aller männlichen Glieder des Hauptstammes an einen entfernt verwandten Lehnsvetter, den Grafen Baldamus von Grothen übergegangen.

Dieser hatte bis zu der Zeit in nichts weniger als gräflichen Verhältnissen gelebt, nur einen kleinen Bauernhof, nahe der Grenze der Grafschaft Mark, auf dem Boden des alten Herzogthums Westfalen, sein Eigenthum genannt und sich, wie seine zahlreiche Familie, kümmerlich ernährt.

Graf Baldamus, ein einfacher, frommer Mann, sah den günstigen Umschwung in seinen Verhältnissen kaum als Glück an, denn sein Wahlspruch lautete, „Bete und arbeite," und während sonst ein Majoratserbe wohl Sehnsucht nach Ablauf des Termins trägt, wo die hinterlassene Familie des letzten Besitzers noch das Recht hat, auf dem Majorate zu leben, bat er diese hinterbliebenen

Verwandten: Haus Dalborn, so lange es ihnen gefiele, zu bewohnen.

Jene Verwandten waren Fräulein Cordelie von Dalborn und ihre Nichte Adelgunde. Fräulein Cordelie hatte nach dem Tode ihres ältesten Bruders es sich zum besondern Vergnügen gemacht, als Tante des Erben wieder in Haus Dalborn aufzutreten und die Zügel der Regierung in jenem kleinen Reiche zu ergreifen, wo sie so lange Jahre unumschränkte Herrscherin gewesen. Nie hatte die Dame ihrer jungen Schwägerinververgeben, sie einst von dem Orte vertrieben zu haben; — sie rächte sich, als sie die Macht dazu besaß und das Recht auf ihrer Seite war. So mußte denn die Wittwe des verstorbenen Majoratsherrn, die Freifrau Eugenie von Dalborn mit ihren beiden kleinen Töchtern noch bei Nacht und Nebel die Stätte verlassen, indem Fräulein Cordelie behauptete: es bringe dem neuen Erben kein Glück, mit der trauernden Wittwe des frühern Besitzers zusammen zu bleiben.

Erdenglück war aber diesem neuen Erben nicht bestimmt, denn kaum zwei Jahre blieb Fräulein Cordelie Herrin auf dem abermals eroberten Stammsitze ihrer Ahnen. — Als indessen ihr kleiner Neffe die Augen schloß und jener Lehnsvetter,

der Graf Baldamus von Grothen, Erbe und Besitzer von Haus Dalborn wurde, da gelobte sie sich fest, fortan einzig dahin zu wirken, einmal wieder das Regiment auf dem Gute zu erhalten, und Alles aufzubieten, um eine Parthie zwischen ihrer Nichte und dem ältesten Sohne Graf Grothen's zu Stande zu bringen. Fräulein Cordelie beharrte bei diesem Entschlusse um so fester, als sie später erfuhr, daß die von ihr so gehaßte Schwägerin, Freifrau Eugenie, ebenfalls den Plan hatte, ihre älteste Tochter Engelberta mit dem jungen Erben, Clemens von Grothen, zu verheirathen. Fräulein Cordelie von Dalborn war nach der Hochzeit ihres ältesten Bruders in das Haus des jüngeren gekommen und später Verwalterin des Vermögens geworden, das Adelgunde von ihrer Großtante geerbt. Wie viel Grund die Dame auch hatte, mit ihrem Schicksal zufrieden zu sein, da Gott sie stets im Leben auf einen Platz gestellt, wo sie tausendfach Gutes zu stiften vermocht, — sie war nie zufrieden und ewig verstimmt, nur freundlich gegen Die, welche unabhängig von ihr waren, — launisch, — herrschsüchtig gegen Alle, für die sie Autorität.

Der Grothen'schen Familie, der ihr unfreundliches Wesen auf die Dauer nicht unbekannt blei-

ben konnte, motivirte sie es dadurch, stets durch Verhältnisse gezwungen zu sein, in und mit der Welt zu leben, die doch nur eine Welt der Thorheit und der Sünde sei, — ihrem wahren Lebensberufe: „Himmelsbraut zu werden" und als Nonne im Kloster, ein stilles, gottgefälliges Leben zu führen, noch immer so fern zu sein.

Den wahren Grund des Fräuleins innerer Verstimmung trug der Umstand, nie irdische Braut gewesen zu sein, und nicht mindestens von einem Manne dieser thörichten und sündigen Welt sagen zu können, daß er sie geliebt habe. Aus dieser Ursache haßte sie das ganze Männergeschlecht, nahm davon nur ihre Brüder und die Priester, als Geweihte des Herrn, aus, und zur Zeit den Grafen Grothen und dessen Sohn Clemens.

In ihrer Jugend war Fräulein Cordelie mit Herz und Sinn den Freuden der Welt ergeben gewesen, nachdem diese sich ihr aber nie als Freuden gezeigt, sie vermöge ihrer Häßlichkeit und Unliebenswürdigkeit nirgend Sympathien geweckt und Anklang gefunden hatte, heuchelte sie Gleichgültigkeit dagegen, und verdammte sie später als „Samenkörner des ewigen Verderbens." Die Frömmigkeit ihres Lehnsvetters machte sie äußerlich zur Betschwester, und „Buße und Gebet"

waren ihrer eigenen Aussage nach fortan das Einzige, worin sie Trost für ihr verfehltes Leben fand.

Dieser „Trost" aber war es eigentlich, der sie von Haus Dalborn forttrieb, denn in der Tiefe des Herzens noch immer der Welt anhangend, langweilten sie die täglichen Andachtsstunden und das viele Messe Hören. Sie wählte daher Frankfurt zu ihrem steten Aufenthalt, und kam nur im Sommer auf einige Wochen nach Westfalen, um in Clemens von Grothen's Erinnerung das Bild der lieblichen Adelgunde stets frisch und lebendig zu erhalten. Aeußerlich trug aber Fräulein Cordelie jene Frömmigkeit fort und fort zur Schau, die, wie sie hoffte, ihr einst beim Grafen Baldamus reiche Früchte tragen sollte.

In solche Hände war nun Adelgunde gekommen, ein Kind voller Frohsinn, Unbefangenheit und Geistesfrische! — Traurig genug auch die Resultate, die dieser Mißgriff erzielte. Sie, der von zartester Kindheit auf von nachsichtigen Eltern alle Wünsche freudig erfüllt worden, sollte sich nun geduldig in Laune und Herrschsucht, in Eigenwilligkeit und Unfreundlichkeit finden. Es waren harte, traurige Jahre, und die böse Zeit wurde noch schlimmer, als die Tante plötzlich aus dem

weltlich gesinnten Kinde, dem stolzen, übermüthigen, kleinen Mädchen, ein stilles, bigottes Wesen machen wollte.

In Adelgundens kleinem Kopfe hatte sich eine gar wundersame Logik gebildet. Als sie nämlich nach dem Tode ihrer Eltern unter die strenge Zucht ihrer heftigen Tante gekommen war, da hatte sie den lieben Gott oft und unter recht heißen Thränen gebeten: „Gieb mir meinen Vater, gieb mir meine gute Mutter wieder!" Weil die Todten nun aber nicht wiedergekehrt und sie von der bösen Tante befreit hatten, seitdem dachte sie: „Zu was beten, wenn es doch Nichts hilft!" Aus Klugheit lernte sie aber endlich, andächtig zu scheinen, den Kopf gesenkt zu halten und von Zeit zu Zeit eine Perle des Rosenkranzes nach der andern durch die Finger gleiten zu lassen. In das wahre Wesen der Religion drang sie aber nicht ein, und kein lebendiger Glaube führte ihre junge Seele zu Gott.

So wie ihr die richtige Anleitung zum Gebet fehlte, — so auch die Anleitung zu allem übrigen Guten. Entwickelte sich Letzteres auch als angeborener innerer Schatz, so doch nicht in der Weise, wie es ihr für das Leben hätte dienlich und ersprießlich werden können. Sie that und unterließ

Vieles aus Furcht vor der Tante, widersprach nicht mehr, und lernte schweigen, dulden und gehorchen. Letzteres würde gut gewesen sein, wenn sie nicht Alles in Gedanken mit dem Zusatz gethan hätte: „Es dauert ja nicht ewig!"

Diesen Trost verdankte sie den Einflüsterungen ihrer ehemaligen Gouvernante, der Fräulein Armande Bousolle. Der Schreck über den tollen Hund hatte das damals so junge Mädchen der Sprache beraubt und sie gelähmt, Freiherr Werner sie aus Mitleid im Hause behalten, ihr eine lebenslängliche Pension ausgesetzt, und auch bestimmt, ihr die zwei Zimmer im Wuysdaelen'schen Hofe bis zum Tode zu lassen.

Die kränkliche Französin bewährte ihre Dankbarkeit gegen den Freiherrn dadurch, daß sie, nachdem Gott ihr den Gebrauch der Sprache wiedergegeben, sein verwaistes, oft verzweifelndes Kind, in verkehrtester Weise, auf bessere Zeiten vertröstete.

Diese Einflüsterungen waren nicht zu des Mädchens Heil, trugen Früchte, deren Bitterkeit Adelgunde noch zu genießen bekam, ehe endlich die Stunde ihrer Erlösung schlug.

Anstatt, wie Fräulein Armande ihr verheißen, mit sechzehn Jahren spätestens in die große Welt

zu treten, durch ihre blendende Schönheit Alles zu bezaubern, die Verehrer und Bewerber schaarenweis an sich heranströmen zu sehen, mit dem Schönsten und Liebenswürdigsten in den Ehestand zu fliegen und der bösen Tante los und ledig zu sein, — statt dessen hatte Adelgunde schon ihr achtzehntes Jahr zurückgelegt, ohne etwas Anderes von der Welt gesehen zu haben, als was sie seit ihrer Kindheit kannte. Fräulein Cordelie fürchtete zu sehr, ihre Pläne durchkreuzt zu sehen, Pläne, — die jetzt bereits lange mit dem Grafen Baldamus besprochen waren und von seiner Seite um so lebhaftere Billigung gefunden, als er wußte, wie sein Sohn Adelgunde liebte.

Fräulein Cordelie hatte nur gebeten, ihrer Nichte Nichts von den Absichten zu verrathen, sich ausbedungen, daß Graf Clemens erst um sie werben solle, wenn er Lieutenant geworden sei. Zu ihrem großen Kummer war der Graf von Grothen ein volles Jahr jünger als Adelgunde, — außerdem in geistiger Beziehung so wenig befähigt, daß zu befürchten stand, er würde später das Ziel seines Strebens, „die Officierepauletten" erreichen, als jeder Andere. Den Grafen Baldamus störte dieser Umstand weniger, denn er hatte ein Mädchen geheirathet, das sieben Jahre

älter gewesen als er, und die sich außerdem nicht daran gestoßen, daß er dreimal vergeblich das Examen zum Lieutenant gemacht, und endlich als Fähndrich seinen Abschied genommen. So wenig Graf Baldamus die Charakterverschiedenheit seiner Frau und Adelgundens in Betracht zog, so existirte für Fräulein Cordelie auch durchaus nicht die sehr bedenkliche Thatsache, daß Adelgunde sich nicht das Mindeste aus dem Vetter Clemens machte. Sie glaubte ihre Nichte so erzogen zu haben, daß diese blindlings ihrem Willen gehorche und sich ohne Widerrede mit dem Majoratserben von Haus Dalborn verlobe, wenn sie es wünsche oder gar verlange.

Mit siebzehn Jahren machte Graf Grothen den ersten Versuch, Lieutenant zu werden, bestand aber das Examen nicht, und Adelgunde lachte herzlich über das Mißgeschick des Vetters. Die Art und Weise, wie ihre Tante sie über ihr „ungebührliches" Betragen zur Rede stellte, und die Seelengüte und Vortrefflichkeit des „reichen Erben" hervorhob, erregten des Mädchens Verdacht. Fräulein Armande Bousolle ließ es sich angelegen sein, diesen zu bestärken. War Clemens von Grothen Adelgunden bis dahin gleichgültig gewesen, wurde er ihr bald unausstehlich in dem Gedanken, diesen

dummen Vetter einst heirathen zu sollen. Sein Reichthum blendete sie nicht. Sie war ja selbst so vermögend, und ihre Angst vor der Parthie schwand erst, als Fräulein Armande ihr sagte, daß sie völlig freie Wahl habe, die Tante sie nie zwingen könne, einem ungeliebten Manne sich zu vermählen, und sie auch sicher Den bald finden würde, der alle die Ansprüche erfülle, welche sie als reiche Erbin und seltene Schönheit zu machen berechtigt sei.

Graf Clemens von Grothen konnte allerdings nur sehr geringen Ansprüchen genügen; er hatte das unscheinbarste Aeußere von der Welt, war geistig nicht im Mindesten begabt, körperlich äußerst unbeholfen und alle seine Formen in der kurzen militärischen Carrière wenig abgeschliffen, von deren Einfluß Fräulein Cordelie doch so viel gehofft.

Adelgunde sprach sich fortan so offen und unbefangen über den Vetter und ihre Ansichten über die Wahl des künftigen Lebensgefährten aus, daß Fräulein Cordelie es bald für das Gerathenste hielt, ihrer anspruchsvollen und übermüthigen Nichte den Beweis zu liefern, wie ein reicher vornehmer Mann in der großen Welt gar nicht glänzender Geistesgaben und vortheilhafter äußerer

Erscheinung bedürfe, um bei den Damen sein Glück zu machen und als die wünschenswertheste Parthie betrachtet zu werden.

Leider war dieser Hinweis dem gänzlich unerfahrenen Mädchen nur wirksam durch eigene Anschauung zu geben. Wie ungern sich denn Fräulein Cordelie auch dazu entschloß, ihre Nichte in die große Welt einzuführen, sie sah ein, den ungünstigen Verhältnissen Opfer bringen zu müssen.

Adelgundens Auftreten in der Welt fand in Preußens Residenz statt und war von einem Erfolge begleitet, der alle ihre Erwartungen übertraf und selbst der Tante schmeichelte. Diese würde vielleicht ihre Idee aufgegeben haben, die Nichte an einen so unbedeutenden Mann zu verheirathen, wenn ihr Haß gegen die Wittwe ihres ältesten Bruders nicht zu tiefe Wurzel geschlagen und sie nicht gefürchtet hätte, wenn Adelgunde den Majoratserben von Haus Dalborn nicht heirathe, der Ehrgeiz jener Frau abermalige Befriedigung finden könne und für eine der Dalborn'schen Töchter wieder erreichbar sei, was die Mutter schon einmal im Leben sich zum Kummer des Fräuleins errungen. So blieb sie denn diesem alten Plane treu. Sie wies mit Consequenz alle Bewerbungen um die Hand ihrer Nichte zurück,

und kaum daß sie bemerkte, wie Einer unter den Vielen von Adelgunde geliebt wurde, äußerlich auch zu sehr mit Allem ausgestattet war, ein junges Mädchen zu blenden, — dieser Eine ihr aber gerade die unerwünschteste Parthie war, verließ sie schleunig Berlin und begab sich mit ihrer Nichte auf Reisen, um durch Wechsel der Umgebung jeden tieferen Eindruck zu verwischen. Die Hoffnung war eine vergebliche! — Der, dem sie zu entfliehen versuchte, trat ihr an allen Orten entgegen und brachte Adelgunden so ruhig, so entschieden seine Huldigungen dar, daß sie bald einsehen mußte, zwischen Beiden bestehe ein geheimes Einverständniß und er erhalte durch ihre Nichte selbst die Nachrichten, wohin sie sich gewendet.

Dem war in der That so. Adelgunde hatte wirklich den Muth gehabt, sich einem Manne zu verloben, gegen dessen Bewerbung die Tante sich ganz entschieden ausgesprochen, — hatte die noch größere Energie, ein Verhältniß fortzusetzen, trotz aller Schwierigkeiten, welche sich ihr entgegen stellten. Als Fräulein Cordelie aber endlich den geheimen Briefwechsel der Liebenden entdeckte, gab es den furchtbarsten Auftritt. In derselben Stunde noch führte sie Adelgunde unter strengster Controle in jenes einsame und abgeschlossene Haus nach

Frankfurt, wo sie dieselbe bewachen und jede Annäherung, wie auch allen ferneren Briefwechsel verhindern konnte.

In Verzweiflung über ihre Lage, über ihr Schicksal finden wir denn das junge Mädchen wieder, und wie bereits erwähnt worden, in dem Garten, wo sie schon einmal in ihrem Leben aus großer Gefahr befreit worden, steht sie sinnend, grübelnd, und sucht vergeblich nach einem Auswege in dem Labyrinthe ihres Elends.

Ihre Lage ist in der That traurig, ihr Schicksal furchtbar, denn — sie steht an einem jener tiefen Abgründe des Lebens, der unter Blumen seine gefährliche Tiefe verbirgt.

Das weiß — das ahnt aber Adelgunde nicht! Sie sieht nur das Elend vor sich, das ihre strenge Tante ihr schleierlos entgegen trägt und unverhüllt ihren unerfahrenen Blicken darlegt, ein Elend, — welches Adelgunde seit ihrer Kindheit kennt. — Jetzt, wo sie kein Kind mehr ist, und trotz steter Unterwerfung viel eigenen Willen hat, wird dem Mädchen das Gehorchen und Fügen nur schwerer wie einst, und in der Angelegenheit, die allen ihren Herzenswünschen widerstreitet, sogar unmöglich!

Eine Stunde zuvor hat die Tante ihr entschieden ihren unumstößlichen Entschluß verkündet,

indem sie den zu Füßen des entsetzten Mädchens den Brief geschleudert, den Adelgunde durch Armande Bousolle so sicher an den Geliebten befördert zu haben glaubte. Der Entschluß Fräulein Cordeliens lautete: ihre Nichte sofort in ein Kloster zu bringen, in dem sie bis zu ihrer Mündigkeit bleiben solle, wenn Adelgunde die Correspondenz fortsetze. Die zweite, noch schlimmere Verkündigung war: ihr bis zu dem von Frau von Wuysdaelen festgesetzten Zeitpunkt keinen Pfennig ihres so bedeutenden Vermögens herauszugeben.

Adelgunde kannte zu sehr die Festigkeit ihrer Tante, um am gegebenen Wort zu zweifeln. — Sclaverei, wohin sie blickte, Abhängigkeit auf lange Jahre ihr Loos! Lang, ewig lang erschien dem Mädchen schon der Zeitraum von zwei Jahren bis zu ihrer Mündigkeit, endlos aber der Termin von fünf Jahren, wo sie erst Herrin ihres Vermögens wurde.

Sie bedurfte des Geldes zu ihrem Glücke zu nöthig; doch wie, wie es erlangen? — Ihre Lage war traurig, ihr Leben bei der herrschsüchtigen Tante trostlos! — Adelgunde verzweifelte auch völlig. Mit gerungenen Händen durcheilte sie den von hohen Mauern umschlossenen Garten, mit

gerungenen Händen stand sie auch gegen Abend auf dem Balcon.

„Und hier, hier in diesem öden, stillen Hause soll ich leben, leben ohne ihn!" ruft sie endlich in bitterer Verzweiflung aus.

„Entsetzlich! — furchtbar!" setzte höhnisch die Tante hinzu, deren lange dunkle Gestalt in der Balconthür lehnt und die wie der böse Geist neben dem guten Engel aussieht.

„Du hier, Tante — und wie gewöhnlich bitter — sarkastisch!" entgegnete das junge Mädchen und wendete sich halb gegen ihre Peinigerin.

„Adelgunde!" sagte die Tante leiser, wie sie stets zu sprechen pflegte; doch scharf war dieser Ton, und trotz ihres seit Kurzem erwachten Muthes erzitterte Adelgunde bei dem bedrohlichen Klange der Stimme, der sie an vergangene schreckliche Stunden und Tage mahnte. „Adelgunde!" wiederholte das Fräulein eindringlicher und noch schärfer, „ich bemerkte Dir schon einige Male in den letzten Wochen, daß Du Dir einen Ton, ein Wesen gegen mich anzunehmen erlaubst, welches eben so unpassend wie beleidigend ist, und das ich fortan nicht dulden werde. Hüte Dich daher und reize mich nicht zum Aeußersten."

„Das kann ich mit weit größerem Rechte Dir

zurufen!" schrie das Mädchen in heftiger Aufwallung und brach dann in Schluchzen aus.

„So — nun wieder Thränen, — wieder dies hysterische Weinen, das ich schon Jahre lang von Deiner Mutter ertragen mußte — bei ihr ertrug, weil's Folge krankhafter Stimmung war. Du sollst Dir das aber nicht angewöhnen; ich dulde es nicht; einmal ruinirst Du Dir dadurch Deine Augen, die ohnehin nicht viel Glanz haben, anderntheils machst Du aus Dir dadurch ein eben so nervenschwaches, krankhaft zimperliches Geschöpf, wie sie war, die mit dieser Nervenschwäche Deinen gesunden Vater so frühzeitig unter die Erde brachte und kranken Kindern das Leben gab, so daß unser Haus aussterben mußte."

Hatte Fräulein Cordelie mit der Behauptung auch nicht so ganz Unrecht, daß die Augen ihrer Nichte ein wenig matt, so leuchteten sie in dem Moment doch hellstrahlend, fast blitzend auf, als sie heftig entgegnete:

„Hast Du Deiner Ansicht nach auch zu allen Beleidigungen gegen mich das Recht, so nicht dazu, in solcher Weise über meine arme verstorbene Mutter zu sprechen, wie Du stets in letzter Zeit gethan. Ich kann — ich will das nicht hören — werde es nie dulden."

Das junge Mädchen wollte nach diesem Ausbruch von dem Balcon eilen, da ihre Thränen von Neuem heftig hervorströmten; sie fühlte, sich in Gegenwart ihrer bösen Tante nicht fassen und beruhigen zu können. Fräulein Cordelie richtete aber ihre lange, steife Gestalt mitten in der Thür hoch auf, streckte ihren hagern Arm weit vor und herrschte ihrer Nichte ein finsteres „Bleib!" zu.

„Ungerathenes, undankbares Geschöpf!" setzte sie hinzu, als Adelgunde, das Antlitz verhüllend, auf einen Stuhl sank, „das also der Lohn für meine Opfer, das die Vergeltung, weil ich Deine Eltern unermüdlich, bis zum Tode gepflegt, und nach ihrem Ende die schwere Verpflichtung übernommen, Dich verzogenes, verwildertes Kind zur sittsamen, frommen, dem Herrn wohlgefälligen Jungfrau zu erziehen! O Schmach über Dich, die Wohlthaten so vergilt! — — Ich will Dir aber Alles noch einmal vergeben, wenn Du wieder demüthig und verständig wirst, wenn Du einsiehst, daß Du Dich in Dein Verderben stürzest, wenn Du jenen Menschen heirathest, in dessen Larve Du Dich vergafft hast, — wenn Du Clemens —"

„Tante!" fiel Adelgunde der Redenden in's Wort, „Tante — sag' davon Nichts mehr! ich fleh' Dich an. Du kannst mich vorläufig zwingen, mich

nicht zu verheirathen, doch nie und nimmer dazu, die Gattin jenes bornirten Vetters zu werden."

„Nie und nimmer?" wiederholte die Tante erbleichend. „Gut, gut!" setzte sie mit bebender Stimme hinzu, schwieg dann eine Zeit lang und sprach nach Kurzem mit völlig verändertem Tone: „Komm in den Salon und schreib den Brief an Onkel von Grothen, den ich Dir dictiren werde." Sie trat bei den Worten hastig in den Saal.

„Kann ich nicht hier schreiben?" fragte Adelgunde; „es ist so dumpf in diesem alten Hause!"

„Altes Haus?" danke doch Gott, „daß Du es hast! ohne diesen Besitz wärst Du elend genug daran."

„Nicht elender wie jetzt!" murmelte das Mädchen, der Tante folgend.

„Wie sagst Du?" rief Fräulein Cordelie heftig und trat ihrer Nichte nahe. „Was sagtest Du eben?" schrie sie heftiger, als Adelgunde den Kopf senkte und die Worte nicht zu wiederholen wagte. Bei dem Anblick fuhr die Tante fort: „So, so — Du kommst zur Besinnung, und vielleicht bringt dies Dich vollends zur Vernunft."

Eh' das Mädchen zurückweichen konnte, traf ein starker Schlag ihre Wangen. Ihr Aufschrei

fiel mit dem Oeffnen einer Thür zusammen, durch die ein Diener trat.

„Was ist Dir? — Hast Du Dich gestoßen?“ fragte Fräulein Cordelie ruhig und völlig gefaßt, nahm dann die Karte, die der Diener reichte, und sagte streng: „Befahl ich Ihnen nicht, allen Besuch abzuweisen?“

„Allerdings, gnädigste Baroneß, und ich würde auch sicherlich nicht gewagt haben, Ihren Befehl zu überschreiten, wenn der Herr nicht gar so dringend gebeten hätte, wenigstens Baroneß Adelgunde einen Augenblick sprechen zu können.“

„Gut, gut, Heinrich! Es ist aber unmöglich — wir sind ermüdet von der Reise; wir lassen bedauern! Sagen Sie ihm das.“

Der Diener ging. Fräulein Cordelie warf einen kurzen Blick auf ihre Nichte und herrschte ihr befehlend zu: „Schreib' jetzt, was ich Dir dictiren werde.“

Adelgunde rührte sich nicht. Mit angehaltenem Athem hatte sie jedem Worte der kurzen Unterhaltung gelauscht, und Alles in ihr einen Gedanken erregt, der ihr Blut stocken machte, ihr Blut wild durch alle Adern jagte.

„Wer ist da?“ rief sie, indem Röthe und Blässe

in ihrem Antlitz wechselten und sie Alles über dem Einen vergaß.

„Besuch!“ entgegnete Fräulein Cordelie kalt und schob die Karte in eine Tasche ihres Kleides.

„Er ist's!“ tönte die Stimme der Hoffnung im Herzen des Mädchens; — „wer Anders sollt's sein, als er!“ übertönte selige Gewißheit den kurzen Zweifel.

Zum unaussprechlichen Erstaunen der Tante, die mit der Hand nach dem Schreibtisch deutete, nahm Adelgunde von dieser befehlenden Geberde keine Notiz, eilte an ihr vorüber und stürzte nach der Thür.

„Was ist das?“ schrie die alte Dame empört, und erfaßte auf der Schwelle das Gewand ihrer Nichte.

Der Stoff war fein — klar. — Mit blitzendem Auge dies zarte Gewebe dem eisernen Griff entreißend, mit starkem Stoß die Tante von sich schleudernd, zurück in's Zimmer — war das Werk einer Secunde. Mit dem lauten Ruf: „Heinrich! Heinrich! Ich will den Herrn sprechen!“ stürzte Adelgunde von Dalborn die Treppe hinab.

Wie ein elektrischer Schlag durchzuckte der Klang dieser Stimme die hohe musculöse Gestalt des Fremden, der unten im Hausflur den Be=

scheid des Dieners mit finsteren Antlitz anhörte, — wie mit Blitzesschnelle wich dieser Ausdruck dem der reinsten Freude, und lebhaft schaute das sonst so ruhige Auge empor zur Treppe, woher der helle, laute Klang der Stimme tönte und an deren letzten kleinem Vorsprung Adelgunde jetzt erschien.

„Sie! — Sie! o Gott!" stieß das Mädchen hervor, und umklammerte dann den Pfeiler, da ihre Füße sie nicht mehr trugen. Todesblässe deckte im nächsten Moment ihr blühendes Gesicht, und die Augen schließend, sank sie an die Brust des Mannes, der, die wenigen Stufen hinaufspringend, sie in seinen Armen auffing, als sie zur Erde zu fallen drohte.

Fünftes Kapitel.

So wie Dagobert Reichhardt während der letzten Jahre in Herz, Sinn und Bestrebung unverändert derselbe geblieben war, so auch in seiner äußeren Erscheinung. Seine hohe, schlanke Gestalt war nur männlicher geworden, in seine Bewegungen vielleicht nur noch mehr von der Ruhe gekommen, die sein ganzes Wesen kennzeichnete. Sein Gesicht war ernst, mehr bleich, die Züge trugen den Stempel des Denkens, alle Linien verriethen seine geistige Bedeutsamkeit. In der Tiefe des Auges lag Güte, Verstand, Intelligenz, der Blick hatte etwas ungemein Klares, Ruhiges.

Nur in dem Moment, wo Dagobert Reichhardt jetzt die besinnungslose Geliebte in seinen Armen hielt, verließ ihn mehr und mehr all' seine sonstige Ruhe, und in seinem Gesichte prägte sich

unverkennbar jene namenlose Angst und Sorge um sie aus, die ihre zarte Erscheinung schon so manchmal in früheren Jahren in ihm wach gerufen. Seine Angst um dies geliebte — von ihm so vergötterte Wesen schwand nicht, als er die scharfe Stimme Fräulein Cordeliens sagen hörte: „Es ist nichts Gefährliches, Herr Reichhardt, nur eine ihrer thörichten Angewohnheiten, sich jeder Freude, jedem Schmerze so völlig hinzugeben, daß sie alle Selbstbeherrschung darüber verliert!"

Adelgunde schlug die Augen auf, ihr Blick traf ihn; er glaubte aus dem Ausdruck des Flehens jene Worte heraus zu lesen, die sie ihm vor der Trennung gesagt: „Behalten Sie mich lieb trotz meiner Fehler, damit ich einen Menschen in der Welt habe, auf den ich mich verlassen kann."

Und wie liebte er sie in diesem Augenblick! — wie heiß, wie tief, wie leidenschaftlich, wie hätte er sie so gern fester in die Arme geschlossen, nicht eher von sich gelassen, bis sie ihm gesagt, daß sie diesen Arm als Stütze für's Leben annehmen wolle.

Fräulein Cordelie hatte zu scharfe Augen, als daß ihr die tiefe Bewegung des Mannes entgangen wäre, den sie sonst nur ruhig, völlig leidenschaftslos kannte, und obgleich Dagobert, sich

fassend, mit kühler Freundlichkeit Adelgunde den stützenden Armen der Tante übergab, hatten wenige Secunden ihr genügt, das so lange, so sicher bewahrte Geheimniß seines Herzens zu ergründen.

Als sie einige Stunden später an diese Entdeckung zurückdachte, fürchtete sie nicht einen Augenblick diese Liebe, wohl aber seine Freundschaft. Fräulein Cordelie beurtheilte Dagobert zu richtig, als daß sie seinem edeln Charakter die Fähigkeit zugetraut hätte, einst zu hassen, wo er früher geliebt.

Nach reiflichem Nachdenken hielt sie für das Beste, jedes Alleinsein zwischen Beiden so lange zu vermeiden, bis Adelgunde unter den ihr gestellten Alternativen vorgezogen, sich in ihren Willen zu fügen und Clemens von Grothen zu heirathen.

Diesem Vorsatze treu handelte sie, schnitt sogar jetzt alle Möglichkeit eines Wiedersehens dadurch ab, daß sie Adelgunde für krank ausgab und Dagobert, wenn er in den nächsten Tagen kam, stets allein empfing.

Adelgunde ließ es geduldig über sich ergehen, auch die Freude zu entbehren, Dagobert zu sprechen. All' ihr Muth, all' ihre Kraft schienen gebrochen nach jener letzten Scene mit ihrer Tante, und

wie auch Armande Bousolle sie tröstete, sie fürchtete kein Mittel zu haben, sich ferner den rohen Gewaltthätigkeiten ihrer Tante zu entziehen.

Diese Furcht steigerte sich zur Todesangst, als Fräulein Cordelie eines Morgens mit Dagobert in ihr Zimmer trat und freundlich lächelnd sprach:

„Herr Reichhardt wünscht sich Dir zu empfehlen, liebe Adelgunde, trotzdem ich ihm soeben gesagt habe, daß wir ihm schon in den nächsten Tagen nach unserem lieben Westfalen folgen werden.“

Einen Augenblick machte der Schreck das Mädchen unfähig, Etwas zu entgegnen; dann sprach sie, dem jungen Manne die Hand reichend, mit bebender, aber doch klarer Stimme:

„Reisen wir wirklich nach Westfalen, lieber Dagobert, so wird die Aussicht, Sie dort wieder zu sehen und mit Ihnen zu verkehren, meine einzige Freude sein!“

Leuchtenden Blickes schaute Dagobert auf die Sprechende. Was er erwiedert haben würde, hätte ihr sicherlich jene Fülle des Glückes verrathen, die sein Herz bei den Worten durchströmte, wenn nicht Fräulein Cordeliens Ausruf wie Eiseshauch auf die reiche Blüthenpracht seiner

Hoffnungen gefallen wäre und erstarrt hätte, was in der Seele so glühenden Anklang gefunden.

„Adelgunde!“ rief sie streng und verweisend, „vergiß endlich, wenn Du mit Herrn Kaufmann und Fabrikbesitzer Reichhardt sprichst, daß es der frühere Lakai Deines Vaters war, und rufe ihn nicht ferner in so beleidigender Weise wie einen Bedienten bei seinem Vornamen!“

Ob auch das warme Roth der Entrüstung Adelgundens Antlitz bedeckte und in ihren Augen Thränen bei Dagobert's Erbleichen aufstiegen, sie waren nicht ausreichender Balsam für die Wunde, die vielleicht deshalb so lang und brennend schmerzte, weil es die erste der Art war und jenen wunden Fleck in seiner Erinnerung berührte, gegen den der so natürliche Stolz des Mannes schon so manches Mal vergeblich anzukämpfen versucht.

Was kümmerte sich Fräulein Cordelie aber darum, ob sie Schmerz bereitet oder Jemand wehe gethan! Sie ging ihren Weg geradeaus, ohne Rücksicht auf Alles — sie hatte Dagobert zur Besinnung bringen wollen, das erreicht — alles Uebrige ließ sie gleichgültig. — Er sollte Adelgunde verlassen, und als er sich in der That jetzt schnell entfernte, war ihr das sehr lieb. Das Lächeln, mit dem sie ihn verabschiedete, war das

freundlichste und verbindlichste, das er bisher von ihr erhalten.

Noch unbekümmerter blickte Fräulein Cordelie während der nächsten Tage auf die mehr und mehr erbleichenden Wangen Adelgundens, sah ruhig in deren verweinte Augen und traf mit der ihr eigenthümlichen Umsicht alle Vorbereitungen zur Reise nach Westfalen.

Welchen Zweck die Dame damit verband, wurde nicht allein aus ihrer guten Laune ersichtlich, sondern auch aus ihren Toiletteneinkäufen. Wie verschiedenartig diese auch waren, sie bewiesen, daß Fräulein Cordelie feste Entschlüsse gefaßt, und wenigstens vorläufig ihr Recht über die Nichte geltend zu machen willens war. Ohne ein Wort über die Verwendung all' der Sachen zu verlieren, ließ sie dieselben nur Adelgunde sehen, bevor sie in die Koffer verpackt oder bei Seite gelegt wurden. Ein kostbares weißes Spitzenkleid über glänzenden Atlas, ein Schleier von den herrlichsten Brabanter Kanten und eine Myrtenkrone, — all' diese bedeutungsvollen Gegenstände blieben am Längsten vor des Mädchens Auge ausgebreitet, und auf ihre Frage: „für wen der Brautanzug bestimmt sei!" fand Fräulein Cordelie für gut, nicht zu antworten.

Diese schwüle Stille, dieses beharrliche Schweigen beängstigte Adelgunde von Tag zu Tag mehr. Als eines Morgens die Tante nur die paar Worte sagte: „Wir reisen noch heute!“ da gewann sie endlich den Muth, noch einmal mit aller Energie sich gegen das an sie herantretende Geschick zu sträuben, Fräulein Cordelie anzuflehen, auf ihre Gefühle Rücksicht zu nehmen, und endlich, — als Jene auf Alles starr wie ein Fels blieb, Nichts entgegnete, leidenschaftlich auszurufen:

„Nie, nie heirathe ich Clemens; also ich bitte Dich noch einmal: laß uns nicht nach Haus Dalborn!“

„Spare alle Ausbrüche!“ erwiederte die Tante ruhig, „mein Wille ist unerschütterlich, wir reisen! — Fürchte indessen nicht zu viel, und laß Dir als Trost sagen, Du hast Wahl unter zwei Dingen, für die alle Vorkehrungen getroffen sind. Dort in jenem Koffer liegen die Anzüge, die Du haben mußt, wenn Du nicht mit mir bis an mein Reiseziel gehst, und unsere Wege sich unterwegs trennen. Es sind die Kleider, welche die Kostgängerinnen jenes Klosters tragen, in dem wir vergangenen Sommer einige Tage zum Besuch waren, und in welchem Du nach meinem und Deines gerichtlichen Vormunds Willen Aufnahme

finden wirst, wenn Du mich nicht mehr als Deine Tante anerkennst, die bis zu Deiner Mündigkeit über Dich zu entscheiden hat. Der Scenen und Kämpfe um Dinge müde, über die wir uns nie einigen werden, wollte ich Dir, wenn wir Westfalens Grenze überschritten haben, ruhig und leidenschaftslos die Frage vorlegen: ob Du geneigt wärst, mich nach Haus Dalborn zu begleiten, oder ob ich Dich in jenes Kloster bringen sollte, deren Oberin mir Aufnahme für Dich bis zu Deiner Mündigkeit zugesagt hat. Deine jetzt ausgesprochene Bitte veranlaßt mich aber, Dir heute schon mitzutheilen, daß ich Dich zu Nichts zwingen werde, sondern Dir freie Wahl lasse, wohin Du Dich wenden willst."

„Freie Wahl!" stieß Adelgunde leidenschaftlich hervor, „eine schöne freie Wahl."

„Die beste, die ich für Dich verblendetes Kind treffen konnte! — an beiden Orten halte ich Dich gesichert vor den Vorfolgungen eines Menschen ohne Ehre und Gewissen, — eines Menschen, der mehr Dein einstiges Vermögen im Auge hat, als jene reizende Persönlichkeit, mit der Gott Dich zu Deinem Verderben begabt, und welche Du in Deiner Verblendung für den einzigen Magnet hältst, der die Männerwelt zu Deinen Füßen zieht!"

Fräulein Cordelie hielt eine Secunde inne, gebot aber ihrer Nichte, als diese Etwas entgegnen wollte, durch Geberde Schweigen, und fuhr fort: „Jetzt keine Antwort — kein Wort weiter! Erst auf Westfalens Boden magst Du mir sagen, was Du beschlossen hast — bis dahin bleibt Dir Zeit zum Bedenken.“

Sie verließ das Zimmer, Adelgunde blieb allein. Als Fräulein Cordelie nach einer Stunde zurückkehrte, sah sie ihre Nichte zwischen den beiden geöffneten Koffern stehen, in deren einem jener vollständige Brautanzug lag, während in dem andern, über dem düstern Nonnenkleide, Rosenkranz, Crucifix und Gebetbücher wirkungsvoll ausgebreitet waren.

Adelgunde wandte sich um, und Fräulein Cordelie sah in ein todbleiches, aber so entschlossenes Gesicht, daß sie fürchtete, die Wahl sei zum Nachtheil ihrer Pläne entschieden. Und so war's! — Hätte Adelgunde auch nicht so glühend, so leidenschaftlich geliebt, sie würde schon jetzt aus Trotz sich nicht den Wünschen der Tante gefügt haben. Das Einzige, was aber im Augenblick über ihre Lippen kam, als sie sich vor den beiden verhängnißvollen Anzügen überrascht fand, war die im ruhigsten Tone gemachte Bemerkung:

„Kennt man, was sich an den bedeutungsreichen Inhalt dieser Koffer knüpft, so sollte man nicht glauben, daß die Thatsachen in das neunzehnte Jahrhundert fallen.“

„Warum nicht?“ erwiederte Fräulein Cordelie trocken, „so lange es widerspenstige Köpfe und verblendete Sinne giebt, muß Der, dem die Verpflichtung übertragen worden, diese zu leiten, die wirksamsten Mittel gebrauchen, Unvernunft in Vernunft zu verwandeln. Solche Autoritäten wird's geben, so lange Menschen existiren und die Welt besteht.“

Wenige Stunden nach dieser letzten Unterredung bestiegen beide Damen den Wagen. Still, wortkarg saß Adelgunde neben ihrer Tante, und die einzigen Unterbrechungen während der langen Fahrt waren, wenn die Extrapostpferde gewechselt wurden und man an den verschiedenen Stationen ein Frühstück, Mittagessen oder Abends den Thee einnahm. Niemals ließ Fräulein Cordelie ihre Nichte unbeobachtet, immer fühlte das Mädchen die sie überwachenden Augen der Tante.

So lange es aber cerberusartige Wächter gegeben, so lange hat auch die Liebe, die so erfindungsreiche Liebe, diese überlistet! —

Man reiste die Nächte durch; Fräulein Cor-

delie liebte nicht, in Wirthshäusern einzukehren. In der zweiten Nacht war's, und der Boden von des alten Westfalens rother Erde schon überschritten, als Fräulein Cordelie, tief in die weichen Kissen des bequemen Reisewagens zurückgesunken, in eben so festem Schlafe lag, wie die den Damen gegenüber sitzende, zwischen Kasten, Schachteln und Paqueten eingepferchte Kammerzofe.

Nur Adelgunde blickte mit müden Augen, von denen der Kummer den Schlaf fern hielt, in die laue dunkle Sommernacht. Wie träumerisch sie aber auch dasaß, einzig mit ihren trüben Gedanken beschäftigt, fiel es ihr doch auf, daß der sonst so schnell dahin rollende Wagen nach und nach langsamer fuhr und endlich ohne allen Grund inmitten der Chaussee innehielt. Als sie sich aus dem Schlag lehnen und den vom Bock absteigenden Postillon fragen wollte, was geschehen sei, trat eine Gestalt dicht an das Fenster, sagte kaum hörbar: „Adelgunde" und legte mit raschem, lebhaftem Druck einen kleinen Brief in ihre Hand.

Wie kurz das Wort, wie leis es gesprochen, es machte jede Fiber ihres Herzens erbeben und redete mit tausend Stimmen zu ihr. So — so hatte nur bisher Einer diesen Namen gerufen! —

den leisen Klang nur eine Stimme in der Welt gehabt, und unter Tausenden würde sie diesen Tonfall erkannt haben.

Den jubelnden Ausruf des Entzückens erstickte ein heißer, glühender Kuß; — noch die leise Mahnung: „Vorsicht, Geliebte!" und verschwunden war die Gestalt vom Tritt des Wagens, vom offenen Fenster. — Sie hätte glauben können, Alles sei ein Traum, wenn sie nicht den Brief in ihrer Hand gefühlt.

Die hastige Frage des auf dem Bock erwachenden Dieners: „Was ist? — was ist?" — das plötzliche Emporschnellen ihrer Tante, Beides brachte das bestürzte Mädchen zur vollen Besinnung, und rasch verbarg sie ihren Brief, doch ohne irgend eine auffällige Bewegung.

„Schläfst Du, Adelgunde?" rief Fräulein Cordelie.

Sie fuhr wie erschreckt zusammen, und die Tante beruhigte sich.

„Was ist nur?" schrie der Diener jetzt lauter.

„So schweigen Sie doch endlich!" brummte der Postillon mit gut gespieltem Aerger, „ich sagt's Ihnen ja, als ich abstieg, daß mir die Peitsche entfallen ist."

Fräulein Cordelie lehnte sich jetzt ganz beru-

higt und durchaus ahnungslos wieder in die Ecke und schlief weiter, Adelgunde aber erwartete mit unruhig pochendem Herzen das erste Grauen des Tages. — Kaum erschien der erste schwache Streifen des Morgenroths am Horizont, kaum war es möglich, Buchstaben zu entziffern, so legte sie das dem Couvert glücklich entnommene Papier in ihre Brieftafel, und indem sie that, als notire sie Etwas, überflog ihr Auge voll Hast und Ungeduld die wenigen Zeilen.

Und welche Beruhigung, welches Glück gaben diese paar Worte ihrem gequälten Herzen! — Mit zitternder Hand verbarg sie abermals den Zettel, der ihr Rettung verhieß — eine wahre Himmelsbotschaft enthielt!

Richtig ahnte sie, daß Augen und Züge den glücklich aufgeregten Zustand ihres Innern verrathen würden, fest zog sie daher den Schleier um ihr Gesicht und drückte jetzt auch den Kopf in die Ecke, um der Tante beim Erwachen nicht den geringsten Anlaß zu Vermuthungen oder Verdacht zu geben.

Wie gut sie aber auch alle Vorkehrungen getroffen, Fräulein Cordeliens scharfem Blick entging die Aufregung in einem Antlitz nicht, dessen

Züge, dessen Eigenthümlichkeiten ihr so genau, so gut bekannt waren.

„Was ist Dir? — Was hast Du?" rief sie beim ersten Blick auf Adelgundens tief geröthete Wangen, beim ersten Blick in deren Augen, die hell und glänzend strahlten.

„Wir sind in Westfalen!" entgegnete das Mädchen schnell gefaßt und ernst jene Worte betonend.

„Ah so!" rief Fräulein Cordelie, hinaus in die Gegend ihres Heimathlandes blickend; dann sich gegen ihre Nichte wendend, fragte sie kurz: „Dein Entschluß — wie lautet er?"

„Nach Haus Dalborn, Tante!"

Sechstes Kapitel.

Drei Wochen war Dagobert schon auf dem Mönchhofe, ohne daß er, außer seine Verwandten und Herrn Merglius, einen Andern gesprochen hätte, als die Beamten und Arbeiter seiner Fabrik.

Herrn Daniel Merglius hatte es nicht allein als pünktlichen, ordentlichen Geschäftsmann zu seinem Compagnon getrieben, um dessen Händen wieder die Leitung der Fabrik zu übergeben, die er nur provisorisch übernommen, sondern er fühlte das Bedürfniß, der Erste zu sein, der Dagobert in der Heimath willkommen hieß. Freundlicher wie je, herzlich, fast liebevoll war seine Begrüßung, — auch ohne jegliche Beimischung von Unannehmlichkeiten dieses Wiedersehen; — ja, Herr Merglius sprach zu ihm wie zu einem Sohne. Dagobert fühlte abermals die innigste Dankbarkeit gegen einen Mann, der sich nicht allein, als

er noch Kind gewesen, auf's Freundlichste seiner angenommen hatte, sondern auch späterhin, wie immer die Verhältnisse sich gestaltet, das regste Interesse an seinem Schicksale gezeigt, und welcher auch derjenige war, der sich immer in seinem Benehmen gegen ihn gleich geblieben und sich über sein Glück und rasches Vorankommen stets aufrichtig gefreut.

Um so tiefer betrübte es daher Dagobert, Herrn Merglius nur so kurze Zeit sprechen zu können, und so bald einen Umgang zu entbehren, der ihn in seiner Häuslichkeit jenes Gefühl von ruhigem Behagen bereitete, das nur am eigenen Herde zu finden ist. Herr Merglius hatte seiner Frau, die in Teplitz zur Cur, und mit ihrer jüngsten Tochter dahin gereist war, das feste Versprechen gegeben, ihnen nachzukommen, sowie Dagobert zurückgekehrt sei. Dessen längerer Aufenthalt in Frankfurt hatte seine Abreise bereits so verzögert, daß er nun eilen mußte, wenigstens zu der Zeit in Teplitz zu sein, die von ihnen zu einer gemeinsamen Reise nach Prag und Wien bestimmt war.

Der Besuch seiner Verwandten konnte Dagobert um so weniger für den Verlust seines alten Freundes und Gönners auf die Dauer entschädigen, als eben keiner von allen auf der Stufe

geistiger Bildung stand, wie er, und jene hervorragende Stellung, die er unter ihnen einnahm, auch von ihrer Seite aus immer eine Schranke erhob, die er mit dem besten Willen nicht immer in der Weise niederzuwerfen wußte, daß sie nicht störend auf den täglichen Umgang einwirkte.

Zu alledem kam noch, daß seine Geschwister, bis auf jene zwei in Werdohl, die dem Bauernstande und Ackerbau treu geblieben waren, sich an einem industriellen Unternehmen in etwas unvorsichtiger Weise betheiligt, und sämmtlich einen Schaden erlitten hatten, den ihre früheren Ersparnisse aus der Dienerlaufbahn und der größte Theil ihres eigenen kleinen Vermögens kaum gedeckt. Es kam zu Erörterungen, zu Besprechungen. Sie waren Dagobert um so unangenehmer, als diese in Gegenwart seines Vaters stattfanden. Der alte Reichhardt hatte nie ihren Austritt aus jenen dienstlichen Verhältnissen gebilligt, die Allen sicheres Brot gegeben, und war auch, als vorsichtiger Mann, immer den Speculationen des Handelsstandes abgeneigt gewesen.

„Hab' ich's nicht Euch Allen warnend zugerufen: „Schuster, bleibe bei Deinem Leisten!" sprach er und setzte traurig hinzu: „Hab' ich's Euch nicht immer prophezeit, daß sie Euch an den Bettelstab

bringen würden, diese unsinnigen Schwindeleien, von denen Ihr Alle Nichts versteht. Aber auf mich, den Alten, den Erfahrenen, hörte Keiner, — Alles folgte nur im blinden Taumel Jenem, dessen Sinn über „Kleiderhaken und Schuhbürsten" hinausging, wie er mir einst voll Stolz selbst sagte. — Kleiderhaken und Schuhbürsten haben indessen noch Niemand bankerott gemacht, und Ihr seid jetzt ziemlich Alle durch Eure wahnwitzigen Speculationen dahin gekommen."

Dagobert erwiederte auf dergleichen nie ein Wort, schwieg auch jetzt, und erbot sich nur mit jener Freundlichkeit, die er immer gegen seine Geschwister an den Tag legte, ihnen in der Bedrängniß zu Hülfe zu kommen und den Schaden zu decken, doch Letzteres nur unter der Bedingung völlig thun zu wollen, wenn sie künftig sich nicht ohne sein Wissen in Speculationen einließen. Anfangs verkannte man diese Absicht, und es war eine schmerzliche Erkenntniß für Dagobert, seine Großmuth mit unwürdigem Mißtrauen belohnt zu sehen. Trat auch dabei sein Vater mit Nachdruck für ihn in die Schranken, so that der Schmerz doch nicht weniger weh, und diese Stunde gehörte mit zu den traurigsten seines Lebens.

„Sieh, das hast Du davon!" lautete der Trost-

spruch des alten Reichhardt, als er endlich seine älteren Kinder zur Vernunft gebracht, und sie nicht ohne Beschämung von Dem geschieden waren, dem sie, wie alle fühlten, Unrecht gethan hatten.

„Das gehört zu den Erfahrungen, lieber Vater, die jeder Kaufmann im Leben macht!“ entgegnete Dagobert ruhig und bemüht, seine Verstimmung zu verbergen.

„Du hättest aber nicht nöthig gehabt, solch' unangenehme Erfahrungen zu machen, wenn Du mir gefolgt wärst. Da ständest Du jetzt heiter im Kreise einer frohen Dienerschaft, auf Haus Dalborn, putztest mit die alten antiken Silbersachen, die nun schon seit Jahrhunderten bei jeder Verlobung und Hochzeit aus den eichenen Wandschränken hervorgenommen werden, und die Arbeit machte Dir die Freude auf ein gutes Trinkgeld leicht.“

„So glaubst Du also noch immer, Adelgunde würde dem Grafen Clemens ihre Hand reichen, Vater?“

„Adelgunde? — Adelgunde? — meinst Du damit das Freifräulein von Dalborn in Frankfurt?“

„Wen anders, lieber Vater?“

Der Alte schüttelte unwillig den Kopf und sprach zitternd: — „Daß ich, ich, das von meinem

eigenen Fleisch und Blut erleben muß, zu hören, daß er die Tochter seines Herrn, die letzte Sprossin des alten edeln Stammes der Dalborn, „Adelgunde“ nennt! — Adelgunde! — als ob sie je für ihn so geheißen! — Laß mich das nicht wieder hören, Dagobert! Es dreht mir das Herz um, Dich so gegen allen Respect handeln zu sehen. Bist doch sonst vernünftig und weißt Dich zu benehmen! Oder hat's Dir den Kopf verdreht, daß der gnädige Herr Graf von Grothen, der sich in seiner frommen Demuth allen Menschen gleich stellt, sich herabgelassen hat, Dich, Dich, den Sohn des alten pensionirten Kammerdieners, freundlich wie Seinesgleichen zu behandeln? — Hat es Dich hochmüthig gemacht, daß er sich nicht damit begnügte, Dich alljährlich zur Tafel zu laden, wenn er seine Freunde und die reichen Handelsherren aus Altena bei sich hat, sondern Dich sogar jetzt aufgefordert, ihn öfter zu besuchen? — Hat das — diese große Huld Deine Begriffe so verwirrt, daß Du jetzt nicht mehr weißt, was für Unterschiede zwischen Dir und jenen vornehmen Leuten sind?“

„Vater, ereifere Dich doch nicht so! laß Dir sagen, daß es schlimm um mich stände, wenn dergleichen den geringsten Einfluß auf mich hätte. Ich war schon bei Leuten zur Tafel, die an Rang

weit, weit über Graf Grothen stehen, ich werde einst sicher noch bei Herzögen und Fürsten zur Tafel sein, und mich nicht mit anderen Gefühlen zu Tische setzen, als wenn ich bei Kathrinens Mann in Werdohl zu Gaste bin. Ueber solchen Kleinigkeiten stehe ich, Gott sei Dank, seit lange, und in der Welt wird es auch bald mehr und mehr der Fall sein, daß ein vernünftiger Mensch darauf nicht viel giebt. Schon jetzt sind die Zeiten anders, — Rang, Stand, Geburt nicht mehr von solchem Gewicht, wie selbst noch vor zehn Jahren. Noch besser wird's aber bestellt sein um die Menschenwürde, wenn die Bildung weiter um sich greift, denn es giebt kein nivellirenderes Element, als eben den geistigen Fortschritt."

Das Gesicht des alten Kammerdieners hatte sich immer dunkler geröthet während der Worte seines Sohnes, und in sprachlosem Staunen starrte er ihn noch an, als Dagobert schon lange geendet. Erst als sein Sohn ihm die Hand mit freundlichem Lächeln reichen wollte, wandte er sich ab und sprach in heftiger Aufregung:

„Nun, sollte die Welt sich je so auf den Kopf stellen, wie Du es prophezeist, dann danke ich mindestens Gott, daß ich dies Sodom und Gomorrha in den Standesunterschieden nicht mehr

erleben werde! — Wie's aber auch noch kommt, — ich hoffe, dahin nie: daß jener geistige Fortschritt, von dem Du ewig fabelst, Dir das Unerlaubte erlauben wird, die Tochter aus einem Hause, wie das der Dalborn ist, je mit ihrem Vornamen bezeichnen zu dürfen. Das ist respectwidrig! — Das bleibt respectwidrig von dem Sohne eines Kammerdieners, von einem Menschen, der einst selbst Lakai war und nur durch die Großmuth seines Herrn in eine Laufbahn kam, an der sein hochfahrend Herz sündig Gefallen fand. O Dagobert, Dich hat der teuflische Mamon schon geblendet, Du denkst — weil Du Geld hast, hast Du Alles; doch wart' — wart' nur, ob Deine Reichthümer Dich je auf die Stufe stellen werden, auf welche die Geburt das Freifräulein von Dalborn gestellt hat; wir wollen sehen, ob sie nicht ewig hoch über Dir, wie in Wolken thront, während Du im Staube jenen elenden Mamon zusammenscharrst, der Dir Dein Gott — Dein Alles geworden ist."

Starr hing jetzt des jungen Mannes Blick am Vaterantlitz, — an Lippen, die nicht, wie die Fräulein Cordeliens, an Bosheit gewöhnt waren und noch nie Gefallen daran gefunden hatten, einem Menschen weh zu thun oder gar in seinem heilig-

sten Gefühl zu kränken. — Wie kam's nur, dachte er tief erschüttert, daß jetzt — jetzt Alle ihn mahnen mußten an Tage, an die er selbst nur stets bisher voll Unwillen über sein Erröthen gedacht! — War er denn freiwillig Diener geworden? — Hatte nicht das stärkste Zwangsmittel: die Bitte einer sterbenden Mutter, ihn in jene unselige Livrée gebracht, und war er darum geschändet, daß er sie fünf Tage getragen? — Nein und tausendmal nein! rief's in seinem Innern, und doch, doch erzitterten alle Fibern des Herzens bei dem Gedanken an jene unsinnigen Standesvorurtheile, die noch jetzt wie eisiger Reif auf der Blüthe deutscher Adelsverhältnisse ruhen.

In düsterem Schweigen stand er vor seinem Vater, sagte selbst Nichts, als dieser, ihm näher tretend, freundlich sprach: „In Dir ist so manches Gute, Dagobert, nur dieser Teufel von Hochmuth Dein Fehler, — bezwinge ihn, werde wieder einfach in Sinn und in Gemüth, und denk' immer des Warnungsspruches: „Hochmuth kommt vor dem Fall!""

„Du thust mir Unrecht, Vater!" rief Dagobert mit freudigem Stolze, „fern, fern bin ich dem, was Du als Anklage gegen mich vorbringst, ich bin nicht hochmüthig, erhebe mich über Nie=

mand, habe nur eine klare Anschauung meiner einfachen Menschenwürde. Dieser Stolz ist ein gerechter, und gebe Gott, daß er meinem Herzen immer so tief inne wohnt, wie jetzt."

„Mit Dir ist über den Punkt nicht zu streiten — Du bist verblendet. Ich führe Dich nur darauf zurück: ob Du nicht aus Hochmuth Deine Geschwister von Haus Dalborn entfernt hast, ob's nicht einzig Hochmuth ist, der Dich ewig antreibt, mich zu bitten, zu Dir, hier nach der Fabrik zu ziehen?"

„Nein, Vater! — mein Wort, daß ich Deine und meiner Geschwister Vergangenheit nicht als Schande betrachte, ich wollte jene einzig zu freien Menschen machen, wollte Dich nicht vom Gelde Anderer leben lassen, wo ich selbst hinreichend Verdienst habe, hundert Väter statt eines zu ernähren. Du willst es nicht, Du lebst lieber vom fremden Gelde, als dem redlichen Verdienste Deines Sohnes. — Das ist's, was mich ärgert, was mich tief betrübt!"

„Fremdes Geld?" brauste der alte Diener auf, „das Geld meiner Herrschaft, der schon mein Ur-Urgroßvater gedient, ist kein fremdes Geld! Außerdem ist's redlich wie das Deine verdient, durch Jahre lange treue Erfüllung aller Pflichten mir

erworben, und jetzt — im Alter — genieße ich nur den Segen meines Fleißes in der Jugend und der Zeit meiner kräftigen Mannesjahre. Und auch jetzt werde ich bald Nichts mehr umsonst bekommen. Der alte Thorwart Bähr ist gestern gestorben, und ich habe mich heute bei Seiner Excellenz dem Herrn Grafen von Grothen um die Stelle beworben."

„Unmöglich, Vater, kannst und darfst Du jetzt Thorwart von Haus Dalborn werden!" rief Dagobert heftig.

„Und warum nicht? — etwa weil Du Fabrikherr auf dem Mönchhofe bist? — o das macht mich nicht stolz! Thorwart von Haus Dalborn ist ein guter Posten; — außerdem bekleidete ihn mein seliger Vater, und auch ich werde mit Freuden die Stelle annehmen, die mich zum Hüter über das Eigenthum meiner verehrten Gutsherrschaft macht."

Dagobert kannte seinen Vater zu gut, um nicht zu wissen, daß Nichts ihn jetzt hätte von der Idee abbringen können, welche er seit seiner Pensionirung heimlich gehegt. Aeußerst unangenehm war ihm aber die Sache. Dachte er jetzt an Adelgunde, so war's nicht wie sonst, — sie nicht mehr einzig in seinen Augen das Kind, das er

geliebt, seit er denken konnte, und dem er mit Aufopferung seines Lebens das ihre gerettet — sie war jetzt zum ersten Mal für ihn das Freifräulein von Dalborn, die Tochter des Hauses, dem alle Glieder seiner Familie dienstbar gewesen, und an dessen Schwelle jetzt abermals sein Vater als bezahlter Hüter stehen wollte.

Der Gedanke hatte mehr Bitterkeit für ihn, als er ahnte, mehr Einfluß auf ihn, als er glaubte. Wir treten dem jungen Fabrikherrn wohl nicht zu nahe, wenn wir behaupten, Hochmuth mischte sich dennoch mit in das Gefühl, mit dem er sich der Absichten erinnerte, die sein Vater jetzt hegte.

Die lästigen Vorurtheile des Standes, die schon so manches Menschen Lebensglück untergraben, traten nun oft wie Gespenster an Dagobert heran, und voll geheimer Seelenangst legte er sich die Frage vor: ob die Geliebte so frei davon sei, wie es für sie Beide nöthig wäre.

Diese ersten Zweifel waren's, die Dagobert zurückhielten, nach Haus Dalborn zu eilen, als er hörte, daß Fräulein Cordelie dort mit ihrer Nichte eingetroffen sei; diese ersten Befürchtungen waren's, die ihn auch nicht mehr mit jener beseligenden Gewißheit in die Zukunft blicken ließen, wie das noch vor wenigen Wochen, bis zu dem

Augenblick der Fall gewesen, wo Fräulein Cordelie den ersten Tropfen Gift in den Becher seiner reinen Freuden mischte.

Fünf Tage war die Angebetete seines Herzens, das Idol seines Lebens, nun schon in seiner Nähe, ohne daß er den kurzen, sie trennenden Raum von einer Stunde zurückzulegen gewagt, um die Seligkeit des Wiedersehens zu genießen. Ob er sich auch selbst zu täuschen suchte und sich tagtäglich sagte: „Erst die Arbeit, dann der Genuß!" im tiefsten Innern fühlte er doch, daß es nicht allein die Geschäfte in der Fabrik waren, welche ihn zurückhielten.

„Heute gegen Abend will ich hin!" so lautete am Morgen des sechsten Tages sein Entschluß, wo ein kleines Ereigniß ihn wieder mit neuem Muthe belebte, die Täuschung seines Herzens nährte und ihn wieder einzig mit dem Entzücken an die Geliebte denken ließ, wie er bis vor Kurzem sich ihrer erinnert hatte.

Dagobert war in einem der großen Säle seiner Fabrik beschäftigt an einem der Webstühle, wo eine gelöste Schraube die ganze Mechanik störte, als sich plötzlich die Thür öffnete und Graf Clemens von Grothen auf der Schwelle erschien.

Mit der geistlosen, ihn aber völlig charakterisirenden Bemerkung führte er sich und seine neue Uniform bei Dagobert ein: „Da der Berg nicht zu Mahomed kommt, muß Mahomed sich schon bequemen, zum Berge zu kommen. Hier bin ich also, lieber Herr Reichhardt.“

Im ruhigen Antlitz des Fabrikherrn zeigte sich nicht die leiseste Veränderung bei dieser sonderbaren Anrede; freundlich, verbindlich trat er hinter dem Webstuhl hervor, warf nur einen flüchtigen Blick auf die wie aus dem Ei geschälte Erscheinung des jungen Officiers, an der Alles blinkte und glitzerte, und sprach artig: „Leider bin ich im Moment außer Stand, Ihnen die Hand zum Willkommen zu reichen; ich kann nur in Worten meine Freude über Ihren Besuch aussprechen.“

Er zeigte seinem Gast die Hände, welche durch das Anfassen der Maschine und in Oel getränkten Walzen arg beschmutzt waren. Als er sich aber entfernen wollte, und den Auftrag gab, den Herrn Grafen in seine Wohnung zu geleiten, hielt Clemens ihn am Arm zurück und rief lebhaft:

„Nein, das leid' ich nicht, daß Sie jetzt mit mir gehen, wo Sie hier zu thun haben! — Ich komme nur als Abgesandter, kann meine Botschaft auch hier ausrichten; also, bester Herr Reich-

hardt, erfassen Sie wieder Ihr widerspenstig Rad, das sich ja wie ein Kreisel dreht, denn ich bleibe bei Ihnen in diesem Saale."

„Wenn Sie erlauben, bringe ich denn die Kleinigkeit in Ordnung, Graf Grothen! Erst aber meine Gratulation."

„Sie dachten wohl auch nicht, daß ich's glücklich so weit brächte?" fragte Clemens lachend.

„Ich habe mir nie einen Zweifel zu hegen erlaubt."

„Na, bester Herr Reichhardt, ich dafür desto mehr, denn dacht' ich an all' das Schwerenothszeug, was man beim ersten Examen hatte von mir wissen wollen, und das meiner Ansicht nach nicht zehn Götter beantworten konnten, wurde mir himmelangst, und ich glaubte schon, ich würde das Schicksal meines guten Vaters haben."

Dagobert mußte lächeln über diese Offenheit, welche ihm aber besseren Eindruck machte, als ein nachlässiges Andeuten der überwundenen Schwierigkeiten.

Mehr noch nahm ihn der Umstand für den Officier ein, als er, um Hülfe bei der Einrichtung des Rades zu haben, nach einem Aufseher schickte, Graf Clemens rasch die Handschuhe aus-

zog, die Aermel der Uniform zurückstreifte und das widerstrebende Rad erfaßte.

„Sie sind ja sehr energisch, muthiger, wie ich Ihnen zugetraut, in der neuen Uniform sein zu können.“

„Nun, da ist mir doch lieb, Ihnen Gelegenheit gegeben zu haben, etwas Gutes an mir herauszufinden; übrigens, Herr Reichhardt, müssen Sie von früher her wissen, daß ich leidenschaftlich gern in Ihrer Fabrik steckte und tausendmal lieber Arbeiter oder Mechaniker hier geworden wäre, als — Soldat — Soldat in Friedenszeiten.“

„Ich entsinne mich, daß Sie oft hier waren.“

„Wahrscheinlich öfter, als Ihnen lieb war, namentlich wenn ich mit Cousine Adelgunde kam, die bald verlangte, daß die Maschinen sich bewegen sollten, bald sie stillstehend haben wollte, dann zu Ihrem größten Entsetzen unten an die beiden großen, Ihre ganze Fabrik treibenden Räder stürzte, sich so tief in den Canal hinabbog, daß wir Todesangst um sie ausstanden, und nur dann weinte, wenn sie nicht begreifen konnte, was Sie sagten, daß eben diese großen Räder all' die hundert kleinen der Fabrik in Bewegung setzten.“

„Ja, das weiß ich noch sehr wohl, Graf Gro=

then! Ihre Fräulein Cousine war stets sehr lebhaft."

„Gerade so ist sie jetzt wieder, Herr Reichhardt! Sie sollten Sie nur sehen, es ist eine wahre Lust. Nur seit einigen Tagen läßt sie den Kopf hängen und begreift nicht, warum Sie uns gar nicht besuchen. Es ist auch unrecht, und selbst mein Papa, der Niemand anschuldigt, wundert sich. — Tante Cordelie meint nun, Sie würden erst nach Ihrem Feste kommen, und damit ich's nur offen sage, deshalb bin ich hier, stehe als geheimer Botschafter von Cousine Adelgunde vor Ihnen. Sie hat mir das eingeschärft, Ihnen zu melden und Sie zu bitten, uns ja nicht zu vergessen, denn sie freue sich auf Ihr Fest, wie noch auf Nichts in der Welt; — sie wolle da so fröhlich sein, wie noch nie im Leben. Auch möchten Sie so gut sein, ein Stück von Ihrem feinsten Percal zur Schneiderin Beier nach Altena zu schicken, aber zu Tante Cordelie kein Wort verrathen. Von dem Zeuge soll nämlich ein Kleid verfertigt werden, denn Cousinchen hat sich in den Kopf gesetzt, ihren Anzug zum Feste auf der Fabrik eben nur von Ihrem Fabrikat zu haben!"

Dagobert konnte nur dadurch seine Freude und innere Bewegung vor Clemens verbergen, daß er

ihm mehr und mehr den Anblick seines Gesichts entzog, sich tiefer wie nöthig über das Räderwerk beugte und eifriger an den Schrauben beschäftigt that, als die Nothwendigkeit erforderte. Als er endlich aufsah, war sein dunkler geröthetes Antlitz der mühevollen Arbeit zuzuschreiben, mindestens that's der ahnungslose Clemens mit den Worten:

„Wie Sie sich anstrengen, lieber Herr Reichhardt."

„Belohnung für meinen Fleiß folgt der Mühe ja auf dem Fuß, die mir diese eigensinnige Schraube gemacht. — Was hätten Sie mir Angenehmeres mittheilen können, als daß die Bewohner von Haus Dalborn mein Fabrikfest verschönern wollen."

„So werden wir also eingeladen?"

„Mit Vergnügen, wenn Sie sich die geringste Annehmlichkeit davon versprechen."

„Die größte, Herr Reichhardt! — Cousine Adelgunde hat keinen andern Gedanken, und auch ich freue mich unendlich dazu. Doch nun noch Eins, womit Adelgunde hofft, Ihnen einen Gefallen gethan zu haben. Sie hat Papa nämlich nicht eher Ruhe gelassen, bis er heute Morgen den Thorwartposten an jemand Anderes gegeben und Ihren Vater zum Bibliothekar von Haus

Dalborn gemacht. Er wollte die Stelle zwar erst nicht annehmen, — ist aber auch durch Adelgunde dazu gezwungen worden. Sie sprach ihm so lange mit ihrem lieblichsten Lächeln den Titel: „Herr Bibliothekar" vor — bis er ihm gefiel, und jetzt sitzt er denn bereits im Archiv des Schlosses und arbeitet sich in die Sache ein."

Adelgunde hatte damit Dagobert in der That einen Gefallen gethan, dessen Größe nur er selbst ermaß.

„Ich kann Baroneß Dalborn nicht genug dafür danken!" sprach er tief bewegt.

„Sie wird sich diesen Dank heute Morgen noch selbst holen," entgegnete Clemens. „Wir haben Besuch, die Baronin Arleben und Gräfin Sandershausen mit Töchtern. Die Damen brennen darauf, Ihre Fabrik zu sehen."

Ein junger Mann in Arbeitertracht näherte sich jetzt den Redenden; seine Erscheinung frappirte den Officier so, daß er dessen verbindlichen Gruß zu erwiedern vergaß und ihn mit großen, verwunderten Augen anstarrte.

„Sie befahlen Etwas, Herr Reichhardt?" fragte der Ankommende mit außerordentlich wohllautender Stimme. „Ich war im Lagerhause, und daher der Verzug, den ich zu entschuldigen bitte."

„Die Sache ist gethan!“ entgegnete Dagobert, „Graf Grothen hatte die Güte, mir zu helfen.“

„War Etwas an diesem Webstuhl in Unordnung?“ rief der junge Mann lebhaft und mit sichtlichem Schreck.

Der Fabrikherr sah den Fragenden flüchtig, aber mit scharfem Blicke an, unterdrückte anscheinend Etwas, was er sagen wollte, und entgegnete ruhig: „Eine Kleinigkeit!“ und setzte dann hinzu: „Fremde werden die Fabrik ansehen, seien Sie bereit, sie zu zeigen, Herr Dörner.“ Sich gegen seinen Gast wendend, bat er verbindlich: „Darf ich Sie jetzt ersuchen, Herr Graf, mit in meine Wohnung zu kommen?“

Kaum hatten Beide den Webesaal verlassen, rief Clemens: „Donnerwetter, hat der Kerl ein famoses Aeußere! wer ist's?“

„Einer der Fabrikaufseher!“

„Und heißt?“

„Dörner.“

„Was, Dörner? einfach Dörner? — unmöglich!“

Dagobert lächelte, Clemens fuhr in Ekstase fort:

„Himmelelement, der Bursche sieht eher wie ein Fürst, denn ein Fabrikaufseher aus.“

„Auch mich frappirte sein Aeußeres; es gehört zu den vortheilhaftesten, die ich kenne.“

„Haben Sie ihn schon lange?"

„Seit zehn Tagen."

„Er hatte dort an der Maschine wohl eine Dummheit begangen? Sie machten wenigstens ein derartiges Gesicht, und er schien sehr bestürzt darüber zu sein."

„Man muß diese Maschinen stets genau beachten, denn es entsteht dadurch so leicht Schaden, das heißt Schaden für die Mädchen, die dort weben."

„Ist jener Dörner Aufseher in dem Saale."

„Die Inspicirung des Webesaals gehört mit zu seinen Functionen."

„Na, hören Sie, bester Herr Reichhardt, da bedaure ich die armen Mädels, das heißt, die armen Herzen."

Dagobert entgegnete lachend: „Wir waren sehr vorsichtig in der Wahl, und allzu entzündliche haben wir nicht; auch ist Dörner in dem Punkt musterhaft."

Als die Herren in den Hof traten, um sich in das Wohnhaus Dagobert's zu begeben, sahen sie auf dem Wege, der von dem Mönchhof nach Haus Dalborn führte, mehrere Wagen und einige Reiter in der Ferne.

„Da kommen sie schon!" rief Clemens.

„So werd' ich eilen, meine Hände courfähig

zu machen; nehmen Sie einstweilen eine Erfrischung im Saale ein."

„Nein, nein, ich gehe ihnen entgegen, und bereite die Damen auf die feurigen Augen Ihres verkappten Italieners oder Spaniers vor, denn daß der Mensch ein ehrlicher Deutscher, ein einfacher Fabrikaufseher Dörner ist, glaube ich nicht."

„Seltsam!" sprach Dagobert vor sich hin, als Graf Grothen ihn verlassen hatte, „seltsam, daß selbst er Anderes in ihm sieht."

Eine Stunde später geleitete Dagobert seine Gäste nach eingenommenem Frühstück in die Fabrik. Adelgunde hielt sich an seine Seite, und ihr Antlitz strahlte von Licht und Leben, von Glück und Seligkeit; ihr ganzes Wesen verrieth eine so große innere Aufregung, daß ihre Unruhe Dagobert fast um seine mühsam erkämpfte Ruhe brachte. In der Fabrik angelangt, trat ein Aufseher an ihn heran, bat um kurzes Gehör, sprach eine Weile leise und angelegentlich mit ihm, und Dagobert ersuchte in Folge dessen seine Gäste, ihn für einige Augenblicke zu entschuldigen.

„Es ist doch kein Unglück geschehen?" fragte Graf Baldamus, als Dagobert zurückkehrte.

„Gott sei Dank, nein!" rief er lebhaft, „es ist

besser abgelaufen, wie ich nach dem Berichte fürchtete."

„Was war's denn?" fragte Fräulein Cordelie neugierig.

„Einer der Aufseher hat sich die Finger der linken Hand an einem Rade gequetscht."

„Doch nicht jener Dörner?" sagte Graf Clemens.

„Derselbe! — ich werde daher das Vergnügen haben, sein Amt zu übernehmen, und die Herrschaften geleiten. Darf ich bitten, mir zu folgen."

Wohl fiel es Dagobert im Laufe seiner Führung durch die Säle auf, daß Adelgunde die Gesellschaft verlassen hatte; er wagte nicht nach ihr zu fragen, freute sich nur, sie an der Ausgangsthür der Fabrik, die nach dem Garten führte, anzutreffen. Im Begriff sie anzureden, trat Clemens an ihn heran und rief lebhaft:

„Geht dort nicht Ihr kranker Dörner, Herr Reichhardt?"

„Unmöglich, bester Graf. Sie irren."

„Und doch ist er's! sehen Sie, er biegt jetzt in den Taxusgang nach der Terrasse hin ein! Dort! dort."

„Was mein Vetter nur an dem Menschen hat!" sagte Adelgunde lachend, wenn auch etwas gezwungen lachend, und stellte sich rasch vor den

Fabrikherrn; dann eine herrliche Centifolie empor haltend, fragte sie mit lieblichem Lächeln: „Sie sind doch nicht böse, Dagobert, daß ich mir die schönste genommen? — ich mußte aber eine schöne Erinnerung an den Morgen haben, wo ich Ihre Fabrik wiedergesehen.“

Und wären zehn Fabrikaufseher mit verwundeten Gliedern im Garten gewesen, anstatt im Zimmer unter den Händen des Chirurgs, hätte Dagobert wohl bei solchen Worten an einen denken können? — Er vergaß denn nicht allein jenen einen, — er vergaß Alles über der Geliebten liebe Worte, und sah nach diesem Morgen seinem Feste mit einer Freude entgegen, wie sie nur so rein und ungetrübt in einem Menschenherzen herrschen kann, das vertrauend liebt, glaubend hofft!

Siebentes Kapitel.

Wenn auch wohl früher manchmal Dieser oder Jener, bei seiner Anwesenheit auf der Reichhardt'schen Fabrik, der früheren Vergangenheit jenes Platzes gedacht hatte — am 5. September 1831 würde es schwerer denn je gewesen sein, solche Reminiscenzen zu feiern und die schwachen Schatten dieser ernsten Vergangenheit inmitten der lichten, lebensvollsten Bilder einer heitern Gegenwart festzuhalten.

Welch' andern Eindruck machte jenes Terrain, auf dem in tiefer Einsamkeit der alte Mönkerhof gestanden. Nichts war dort mehr wie sonst, Alles und Jedes gewichen den Interessen des Handels und der Industrie. Am Ufer der Lenne, wo einst sich die ersten Wälle und Ringmauern der Burg erhoben, da breitete sich jetzt die Fabrik mit ihren beiden mächtigen Seitenflügeln, mit den dazu ge-

hörigen Baulichkeiten und den Wohnungen der Beamten aus. Dort, wo auf dem ersten Vorsprung des sanft aufsteigenden, einst dicht bewaldeten Bergrückens die Veste über den Trümmern des Klosters erbaut worden und Jahrhunderte unberührt gestanden, da waren sie verschwunden all' die grauen schönen Mauern mit Thürmen und Warten, die halbverfallenen epheuumrankten Ruinen, wie auch der letzte wohlerhaltene Rest der Burg, der dem letzten Besitzer des Edelhofs als Wohnung gedient hatte. Da stand jetzt, inmitten geschmackvoller Gärten und Parkanlagen, das stattliche Haus des Fabrikherrn, mit dem wirksamen Hintergrunde der alten Erlen und Kiefern, den hohen Tannen und Fichten.

Das Territorium Dagobert's war mit niederer weißer Mauer umgrenzt, zu deren Linken, über dem noch dicht bewaldeten Bergesgipfel, jene kahlen schroffen Felszacken emporragten, an denen das wild zerklüftete Ardeygebirge eben so reich ist, wie die Bergzüge des höher gelegenen Süderlandes. Zur Rechten dehnte sich am Saum des Waldes die Arbeitercolonie aus, und sie sah an dem sonnig heitern Tage noch freundlicher wie gewöhnlich aus, da von allen Häusern Fahnen in den

westfälischen und bergischen Landesfarben herab-
wehten.

Dagobert's Haus überragte in der Mitte eine mächtige preußische Flagge. Zu beiden Seiten flatterten alte Heeresbanner der Grafen von der Berg und Mark und des Hauses Limburg, die sich beim Bau in einer Kiste des Burggewölbes zwischen alten Waffen vorgefunden hatten. Das eine dieser Heeresbanner trug das frühere bergische Wappen, jene weiße fallende Rose, die durch diese Lage schon ihr zukünftiges Schicksal angedeutet zu haben scheint. Dieses alte Wappen des bergisch-märkischen Landes sank vor dem des Hauses Limburg: „dem aufrecht stehenden Löwen mit blauer Krone," der sich noch bis auf die Jetztzeit in der Grafschaft Mark erhalten hat, wenn auch einzelne kleine Veränderungen mit ihm vorgenommen worden sind, — namentlich eine, von der Limburgs stolzer Löwe sich wohl nie hat träumen lassen: jene in Barmen, des Stadtwappens, wo er auf Bündeln Garn steht! — — —

Heinrich von Limburg, vermählt mit Irmengard, Tochter des Grafen Adolph's von der Berg und Mark, so benannt nach seinem Herzogthum Limburg in den Niederlanden, er war's, der die schöne weiße Rose völlig fallen ließ und seinen rothen

Löwen im Landeswappen aufrichtete, als er durch seine Gemahlin Herrscher im bergisch-märkischen Lande wurde, nachdem 1225 ihr Onkel, der Erzbischof Engelbert, am Gevelsberge bei Schwelm durch Friedrich von Isenburg und Ritter Herbert von Rückerrode meuchlings ermordet worden.

Dagobert Reichhardt ließ die bergische Rose aber wieder erblühen, und zwar in vielen Exemplaren — nicht als Gegner Heinrich's von Limburg — sondern weil Adelgunde von Dalborn immer jenem Heeresbanner den Vorzug gegeben, auf dem diese Rose im alten Wappenschilde ihren Platz behauptet.

Alle blumenumkränzten Pyramiden, die rings um den großen freien Wiesenplan vor seinem Hause als Grenze errichtet waren, und welcher, mit Dielen belegt, zum Tanzplatze dienen sollte, alle diese Pyramiden trugen in ihren Flaggen die ehemaligen bergischen Farben und die weiße fallende Rose; nur die eine, höchste, in der Mitte, von der Eichenlaubgewinde bis zu den umstehenden Pyramiden liefen und den ganzen Raum zeltartig überspannten, nur diese eine hielt eine riesige Fahne mit des alten Westfalens alten, unveränderten Farben: dem tiefen Schwarz, dem lichten Grün und schimmernden Weiß.

Jedem dieser Farbenstreifen war die Deutung eingestickt, die Adelgunde vor zwei Jahren den westfälischen Landesfarben gegeben hatte, als ihr bei einem Pfänderspiele die Aufgabe zuertheilt worden: im Volksdialekt die Farben des Westfalenlandes mit Bezug auf seine Bewohner zu deuten. Schwarz, Grün, Weiß sind jene Farben. Sie sagte darüber:

„Dät Schwartze: — Dät teef, aft unvarknuslich ähr Hartze!"

„Dät Chrün: — Dät Oale dähn Hihmel ihnst open sihn!"

„Dät Wihte: — Dät Chott in Läen vor Schaaen sä hüte!"

In unsere Sprache übersetzt, würde die Deutung ungefähr lauten:

„Daß tief, oft unerforschlich, unergründlich, ihr Herz!"

„Daß einst Alle den Himmel offen sehen würden!"

„Daß Gott sie im Leben vor Schaden behüte!"

Dagobert hatte diese Auslegung nie vergessen, und wie werth sie ihm war, als des Mädchens Landsmann — — bewies der jenen Deutungen angewiesene Platz.

Man glaubte allgemein, die Sprüche seien irgend einer Sage über Westfalens Farben entnommen, und darin bestärkte Graf Clemens Alle; denn er, der sich ihrer auch dunkel entsann, glaubte sie irgendwo gelesen zu haben, und verwies jeden Fragenden, zu Adelgundens und Dagobert's größter Belustigung, an die Bibliothek in Haus Dalborn, die reich an Sagenbüchern und Chroniken jeder Art sei.

Um die Mittagsstunde war's gewesen, als die letzten Festesgäste sich auf der Fabrik eingefunden. Nach beendetem Mahle wogte Alles im buntesten Durcheinander, in dem mit Laubhallen verzierten Hofe, dem mit Zelten geschmückten Garten, wo der Kaffee bereit stand, oder man durchstreifte die Bosquets und den Park und wandelte über die hohen Terrassen.

Das ganze Terrain der Fabrik bot ein Bild des regsten Lebens, des fröhlichsten Getümmels, und geht auch insgesammt der Charakter des westfälischen Volkes nicht weit über seine gewöhnliche Ruhe hinaus, so giebt's wiederum nicht leicht Physiognomien, die in glücklicherer und ansprechenderer Weise ihre Zufriedenheit und ihr Behagen kund geben können, als eben jene Bewohner des Landes „der rothen Erde.“

Am Heitersten strahlten unstreitig alle Gesichter der Fabrikarbeiter und deren geladener Angehörigen, und es hätte kaum ihrer Abzeichen bedurft, um sie aus der Menge herauszufinden. Die Männer trugen einen Zweig grünen Eichenlaubes an Mütze und Brust, die Mädchen Kränze von Epheu im Haar, die ebenfalls der nahe Wald geliefert hatte.

So wie diese Fabrikarbeiter sich von den übrigen anwesenden Leuten ihres Standes durch eine größere Heiterkeit vortheilhaft auszeichneten, so hatte auch der vornehmere Kreis wenigstens eine von Frohsinn und Glück strahlende Erscheinung. Es war Adelgunde von Dalborn! — Und noch unterschied sie sich durch Eins von Allen, — durch eine Einfachheit in der Kleidung, die ihr entzückend stand.

Während die Damen der anwesenden Aristokratie gesucht hatten den in jener Gegend bekannten Luxus der Frauen und Töchter, der Fabrikherren und Kaufleute durch Etwas zu überflügeln, das jene zu sehr als todtes Capital betrachteten, um es anzuschaffen, nämlich durch werthvolle Steine, an dem bekanntlich selbst der ärmere Adel Westfalens reich ist, — während eine Gräfin Sandershausen also eine kostbare Brillantbroche trug, die

Baroninnen Arleben und Detford Armbänder gewählt, die Kaiserinnen keine Schande gemacht hätten, andere Damen von weniger gutem Geschmack, aber mit noch bedeutenderen Mitteln, Colliers von Steinen und Perlen angelegt, rauschten die Honoratioren der nahen Fabrik- und Handelsstädte in Damast-, Atlas- und Sammetkleidern einher — in Gewändern, die vermöge ihrer Schwere und Kostbarkeit sich eher zu Hof-, als bei ländlichen Fabrikfesten eigneten. Selbst die meisten der jungen Mädchen trugen Anzüge, die eben so wenig zu ihren Jahren paßten, wie der unzerstörbare Ernst in ihre Züge, der mehr oder minder ein Attribut Töchter reicher Fabrik- und Handelsherren ist.

Zwischen all' den Kostbarkeiten, all' dem Luxus und Glanz, bewegte sich nun Adelgunde von Dalborn's elastische Gestalt im einfach weißen Kleide, Shawl, Sonnenschirm und Hut von gleicher Farbe. Nur den Hut umschlang eine Ranke Waldepheu, nur die Taille umgürtete eine Schärpe in Westfalens Landesfarben. So schlicht, so reizend sah sie aus, und ihre goldenen Locken waren's an dem Tage nicht allein, die glänzend leuchteten, auf den Wangen lag der tiefe Purpur des Morgenroths, und aus den Augen blitzte ein Feuer, das Fräulein Cordelie eben so verwirrt machte, wie

es alle Anderen entzückte. Selbst Martha Merglius mußte sich gestehen, Anziehenderes, Schöneres noch nie erblickt zu haben.

„Was ist's nur für ein Stoff, den Ihre Nichte trägt?" fragte Gräfin Sandershausen Fräulein Cordelie, als Adelgunde, zwischen Clemens Grothen und Dagobert Reichhardt fröhlich lachend dem Wiesenplan entgegenschritt und jener, sie mit den Augen verfolgenden Gruppe, die unten in der Veranda am Hause stand, ihren anmuthigsten Gruß zuwarf.

„Ich muß leider bekennen, keine Ahnung davon zu haben, woher Adelgunde ihren Anzug erhalten, ja ich sah sie noch nicht einmal darin in der Nähe, denn wir kamen, wie Sie ja wissen, in verschiedenen Wagen, kamen etwas zu spät, gingen gleich zu Tisch, und seit wir den Speisesaal verlassen, fliegt sie wie ein Schmetterling überall herum, ist bald hier, bald dort, nur nicht bei der Tante."

„Baroneß Dalborn scheint selbst weniger umher zu flattern, als daß sie umschwärmt wird!" sprach Herr Merglius, der ganz in der Nähe stand. „Sehen Sie nur, das ganze Corps unserer Beamten drängt sich jetzt um sie, und Graf Gro-

then und Herr Reichhardt stellen ihr einen nach dem andern vor."

„Wer ist das? wer ist das?" fragte ein Theil der jungen Blüthe des Adels den Fabrikherrn voll Eifer, als einer unter den Bezeichneten Adelgunde mit dem Anstande eines Fürsten begrüßte.

„Der jetzt mit Fräulein von Dalborn redet?"

„Ja, ja! wer ist das?" rief man noch lebhafter.

„Einer der Fabrikaufseher."

„Ein Fabrikaufseher?" wiederholten Einige langsam, für die mit dem Titel der ganze Nimbus geschwunden schien, während Zwei — die beiden Comtessen Sandershausen — doch noch Interesse am Namen des Mannes hatten und Herrn Merglius darnach fragten.

Als der Fabrikherr den einfachen Namen „Dörner" nannte, hielten auch die beiden Lebhaftesten jede weitere Frage für überflüssig, nur Fräulein Cordelie rief neugierig und sich rasch vordrängend: „Wo ist jener Dornhof oder Bornmann?" und nahm, um ihn zu sehen, sogar das Lorgnon.

„Dörner! Gnädigste. Sie können ihn nicht mehr herausfinden, er hat sich in der Menge verloren."

Sie trat zurück und nahm eine Tasse Kaffee als Ersatz.

„Charmante Toilette von Baroneß Adelgunde!" rief die junge Baronin Arleben zu der Gruppe tretend. „So d'accord! — ist wohl neueste Mode, Fräulein Cordelie? oder ist's eine originelle Phantasie ihrer ravissanten Nichte, sich so zu kleiden."

„Ich vermuthe Letzteres und gestehe, nicht erbaut von dieser Toilette zu sein."

„Sie wählten sie nicht?"

„Ich sah meine Nichte erst hier in dem Anzuge."

„Adelgunde legt jetzt Hut und Shawl ab!" sprach die jüngste Comteß Sandershausen lebhaft, „sie wirft Alles in das Rosenbeet, — sicher verderben die Sachen, soll ich lieber Hut und Shawl holen?"

„Thu's!" rief die Mutter rasch, „sie sind zu fragile."

„Ach gehen Sie!" bat die Baronin Arleben, welche gern alles Hübsche copirte und den Hut in der Nähe sehen wollte.

„Sag' Gertrudis, daß sie den Schirm nicht vergißt!" flüsterte die Gräfin der ältesten Tochter zu, „der sieht gerade so zart aus." Als Comteß Sophie der Schwester nacheilte, setzte sie, zu Fräulein Cordelie gewendet, hinzu: „Ich lasse auch den

Schirm holen, den Ihre liebe Nichte ebenfalls dort in's Rosenbeet geworfen. Der Tanz scheint beginnen zu sollen, denn die Musik spielt und Herr Reichhardt sucht nach einer Würdigen, den Ball zu eröffnen. Treten Sie etwas vor, liebes Fräulein, da können Sie sehen, daß Ihre Nichte den Triumph genießt."

Während Fräulein Cordelie wieder mehr in in den Vordergrund der Gruppe trat, wich Martha Merglius gänzlich hinter eine Blumenetagère zurück, die im Hintergrund der Veranda stand, und beugte sich tief über einen der blühenden Geranien. Ihre Mutter saß auf einer Bank an der andern Seite der Etagère, und ihre Tasse Kaffee aus der Hand stellend, flüsterte sie ihrem Gatten zu: „Tanzt Herr Reichhardt wirklich mit einer Andern, als der Frau des ersten Inspectors?"

„Er tanzt mit Baroneß Dalborn!" erwiederte der Fabrikherr eben so leise, jedoch Martha verständlich.

„Das ist nicht ganz passend!" sagte Madame Merglius etwas lauter und strich das Lockentoupet aus der erhitzten Stirn, „er hätte mit Frau Inspectorin Föhrbach tanzen müssen."

„Nein, mit Martha!" sprach der Kaufherr entschieden.

„Mit Martha, bester Daniel?"

„Mit Martha!" wiederholte der Fabrikant ernst.

„Ah so! nun —"

„Wie meinst Du, liebe Sara?"

„Da kommt Jemand, Daniel!"

Graf Clemens Grothen trat unter die Veranda, Martha wich von der Etagère zurück, er eilte auf sie zu und bat um den Tanz.

Martha entschuldigte sich mit der Hitze.

„Warum willst Du nicht tanzen, Kind?" fragte Madame Daniel Merglius aufstehend, „Du hattest doch noch bis zum Frühjahr Tanzstunde!"

„Mir ist noch so sehr warm, Mutter."

„Wie konnten Sie auch das schwere Sammetkleid anziehen?" rief die Baronin Arleben.

„Wir halten auf etwas Deftiges, Frau Baronin!" entgegnete Madame Daniel Merglius für die Tochter, „wir lieben keinen Flitterstaat."

„Du bist in der That sehr blaß, liebe Martha!" rief der Vater, der weitere Erörterungen seiner, selbst sehr „deftigen" Gattin zu vermeiden wünschte.

„Ich habe auch starke Kopfschmerzen."

„Da werd' ich Ihnen rasch ein Glas Limonade besorgen, Fräulein Merglius!" sprach Graf Clemens gutmüthig, „das trinken Sie und dann tanzen wir."

Er eilte in's Haus, kam mit der Limonade in

die Veranda zurück, als die beiden Comtessen Sandershausen mit Adelgundens Sachen vor derselben anlangten.

Wenige Secunden später stürzte die alte Gräfin mit Adelgundens Shawl unter die Veranda, während ihre Töchter mit Hut und Sonnenschirm folgten und Fräulein Cordelie mit würdevollem Schritt, aber leicht gerunzelter Stirn, den kleinen Zug beschloß.

„Was ist das für ein Stoff, Herr Merglius?" fragte die alte Dame in sichtbarer Aufregung und zeigte den Shawl vor.

„Ist's nicht Baumwolle?" riefen die Töchter triumphirend. „Baumwolle, wie auch dieser Hut und Schirm nur von Baumwolle ist?"

„Baumwolle?" schrie die Baronin Arleben entsetzt, „einen Hut von Baumwolle?"

„Aber so lassen Sie doch Herrn Merglius entscheiden, ich bitte darum; Herr Merglius, von was ist dieser Shawl?" fragte die Gräfin Sandershausen fast heftig.

„Von Percal, Frau Gräfin!" entgegnete er erfreut.

„Englischer Percal?" fragte die Baronin lebhaft.

„Echt deutscher!" antwortete Herr Merglius mit Stolz, „er wurde hier gewebt, in dieser Fabrik,

es ist eins der schönsten Muster und Gewebe, das wir haben."

„Ein Hut von Percal!" —

„Ein Schirm von Percal!" —

„Ein Shawl von Percal! Von deutschem Percal!" —

So lautete der allgemeine Ausruf des Erstaunens, dem die junge Baronin die Worte beifügte: „Absonderliche Idee von einer so reichen Erbin!"

Clemens rief:

„Aber doch eine reizende Idee, sich bei einem Fabrikarbeiterfeste in den Stoff zu kleiden, den die Leute gemacht haben! — Was das Beste: steht der Anzug ihr nicht entzückend, sieht sie nicht bildschön aus? O sehen Sie sie doch nur an, wie lieblich sie ist!"

Alle lachten über des jungen Mannes Eifer, selbst die Zornesfalten auf Fräulein Cordeliens Stirn verschwanden. Herr Merglius aber sprach verbindlich:

„Eine bessere Empfehlungskarte kann unser Percal allerdings nie im Leben bekommen, und dächten all' unsere Damen so echt deutsch, wär's ein Segen für unsere inländischen Fabriken."

„Echt deutsch?" wiederholte die Baronin Ar-

leben lächelnd, „ich finde es mehr echt „Reichhardtsch“ gedacht.“

„Wie meinen Sie, Frau Baronin?“ fragte Fräulein Cordelie so scharf, mit solchem Blick, daß die junge Frau, die das Fräulein nur als sanfte Fromme gekannt, heftig erschrak; aber mit ihrer gewöhnlichen Fassung ruhig entgegnete:

„Wie könnt' ich's anders meinen, als ich sagte? — echt Reichardtsch, ganz und gar passend zu einem Reichardt'schen Feste in Reichardt'scher Fabrik!“

Fräulein Cordelie schlug verstimmt mit ihrem Sonnenschirm auf Adelgundens zierlichen Hut, den Comteß Sandershausen auf den Tisch gelegt hatte.

„Sie verderben den Epheukranz!“ rief die Gräfin.

„O das macht Nichts!“ sagte Clemens beschwichtigend, „meine Cousine bekommt von Herrn Dörner einen andern Kranz, den sie beim Tanze tragen wird. Vielleicht hat sie ihn schon, er ging wenigstens vorhin, neue Ranken zu holen.“

„Irre ich nicht, so setzt Fräulein von Dalborn gerade den Kranz auf!“ sagte Herr Merglius, indem er sich auf den Fußspitzen erhob und aufmerksam nach dem Wiesenplan blickte, den jetzt schon eine dichtgedrängte Menschenmenge umstand.

„Ja, sie schlingt den Epheu zum Kranz!" fügte er bei.

„O, ich muß auch Etwas sehen!" rief die jüngste Comteß Sandershausen und sprang auf einen Stuhl.

„Tanzt man schon wieder?" fragte die Baronin Arleben, sichtlich verstimmt, daß Niemand sie aufgefordert hatte.

„Noch nicht! — man scheint darauf zu warten, daß Herr Reichhardt antritt, er hält aber der Lilie von Letmathe noch den Epheu, den sie zum Kranze windet!" sprach Gräfin Gertrudis.

„Meinen Sie mit der Lilie von Letmathe meine Cousine, Comteß Sandershausen?" fragte Clemens.

„Wen sonst? — ich würde sie die Rose nennen, wenn sie nicht ganz weiße Dame wäre, denn ihre Wangen beschämen in der That die Rosen von Damaskus — ah, aber jetzt, Graf Grothen, eilen Sie, zu der Dame ihres Herzens zu kommen, denn Walther von Berken eilt auf Ihre Cousine zu — o weh — er bekommt einen Korb — sie tritt an mit jenem — ach, wie hieß er doch — der interessante Fabrikaufseher?"

„Tanzt sie mit Herrn Dörner!" rief Clemens, ebenfalls auf einen Stuhl springend, „ja, er ist's, und wie süperbe das aussieht. O, ich muß sie mehr in der Nähe sehen."

„Sie werden das Muster eines Ehemanns werden, Graf Grothen!“ prophezeite die junge Baronin lächelnd.

Clemens wollte fortstürzen; Fräulein Cordelie hielt ihn fest.

„Wollen Sie auf den Balcon gehen, Fräulein Cordelie?“ fragte die Gräfin, „da schließ' ich mich an, solch' Volksfest ist zu amüsant.“

„Unleidlich!“ murmelte das Fräulein leise und setzte lauter hinzu: „Nein, ich will ein wenig mit meinem Neffen gehen, der Trouble afficirt mir die Nerven.“

Sie zog Clemens auf einen Seitenpfad, der weniger belebt war, und kaum außer Gehörweite einzelner Vorübergehender, rief sie im höchsten Aerger: „Nein, Herr Neffe, was zu arg ist, ist zu arg! morgen wollen Sie um die Hand einer Dame werben, die Sie heute vor aller Welt ignoriren. Glauben Sie etwa, daß Adelgunde Ihnen das verzeihen würde, auch wenn sie weniger von den Männern verwöhnt wäre, wie es leider binnen Jahresfrist geschehen ist?“

„Aber, mein Gott, was that ich denn?“ entgegnete er gutmüthig, „sie hat mich ja selbst gebeten, sie hier nicht so auszuzeichnen.“

„Und sagte sie Ihnen das zehnmal, mußten Sie sich dennoch nicht daran kehren.“

Clemens brachte Entschuldigungen über Entschuldigungen vor, doch der Zorn der Dame besänftigte sich nicht und sie fügte nur noch gereizter hinzu: „Eben daß Sie es dazu kommen ließen, daß Reichhardt sie eher engagirte, das ist's ja gerad', sie mußte mit Ihnen versagt sein, mit Ihnen, der Sie sich doch morgen um ihre Hand bewerben wollen! — Aber auch von ihr ist's unverantwortlich, mit jenen Leuten zuerst zu tanzen; — ich bitte Sie, lieber Clemens, bringen Sie mir das unbedachte Mädchen dort in's Bosquet, da in jene abgelegene Laube, damit ich ein Wort mit ihr reden kann und sie zur Vernunft bringe. Ich erwarte sie.“

„Nein Tante, das thue ich nicht, Sie wollen sie schelten, und das soll nicht sein, wo sie so fröhlich, so glücklich ist!“

„Eben darum, weil sie ausgelassen ist, wie sich's nicht ziemt, muß ich sie schelten. Sie hat nicht mit Herrn Reichhardt zu lachen und zu scherzen, sie soll mit keinem Aufseher tanzen, sie soll sich eines Freifräulein von Dalborn würdig benehmen, und damit Punktum: Sie geleiten sie zu jener Laube.“

„Ach, mein Gott, wie Sie nur so bös sein können, Tante, der armen Adelgunde so die Freude zu verderben! Nein, ich bringe sie Ihnen nicht."

„Gut — so fahre ich mit ihr nach Hause."

„Aber liebe, beste Tante."

„Ich fahre mit ihr nach Hause."

„Nun dann will ich sie in diese Laube bringen."

„Aber bald, bald — ich erwarte sie."

„Tante, wenn aber Adelgunde morgen meine Braut ist, hat das Schelten ein Ende."

Er ging, drehte sich nach einer Weile wieder um, kehrte zu Fräulein Cordelie zurück und bat herzlich: „Liebe Tante, Sie sollen Adelgunde noch zweimal, ja dreimal, selbst als meine Frau schelten dürfen, nur sagen Sie ihr heute — jetzt Nichts — bitte — bitte — sie ist so heiter, so glücklich. Lassen Sie sie doch tanzen, mit wem sie will."

„Lieber Clemens, ich bin keine Wetterfahne! rufen Sie meine Nichte, oder —"

„Kein „oder", liebe Tante — kein „oder", ich eile schon!" Graf Clemens eilte wirklich, denn er hatte allen Respect vor dem Oder der Fräulein Cordelie. Er stand bald mit so trübseliger Miene vor Adelgunde, die gerade ihren Tanz mit Herrn Dörner beendet hatte, daß sie ihm lachend zurief: „Auf Sie, theurer Vetter, scheint Westfalens

weiße Landesfarbe keinen Einfluß gehabt zu haben. Wer hat Ihnen Leid zugefügt?"

Er richtete leise und traurig seinen Auftrag aus und bat flehend: „Lassen Sie sich nur durch Nichts Ihre gute Laune verderben."

„Die kann mir heute nicht getrübt werden!" entgegnete sie zuversichtlich und nahm seinen Arm. Als Herr Dörner Beiden sein Compliment machte, rief sie laut: „Also zur Tante in die Jasminlaube soll ich kommen; „wo ist jene Laube, in der ein Gewitter meiner harrt?"

„Welche Laube wünschen Sie zu besuchen?" fragte Herr Dörner näher tretend.

„Keine!" erwiederte sie lachend, „doch meine Tante erwartet mich in irgend einem der versteckten Gebüsche."

„Das Sie nicht kennen, gnädigste Baroneß? Darf ich Sie geleiten?"

„Wenigstens bis zum äußeren Rayon ihres Zorns können Sie mit uns gehen."

Dagobert Reichhardt schaute mit wunderbar finsteren Blicken seinem Fabrikaufseher nach, der mit einem Antlitz neben Adelgunden herschritt, in welchem, neben einem Ausdruck äußerer Ruhe, so viel Gluth und Leidenschaft aus Auge und Zügen leuchtete, daß ihn bei der Wahrnehmung

ein Chaos von Gefühlen bestürmte, wie es sich noch nie in seiner Brust geregt. Auf Herrn Merglius zueilend, der mit seiner Tochter aus der Veranda trat, rief er unter dem ersten Eindruck seines Zorns: „Ein unleidlicher Bursche, dieser Dörner! Sie müssen ihn nach Elberfeld nehmen."

Martha, die einen Schlüssel zu dieser Heftigkeit hatte, blickte einen Moment voll Schmerz in des jungen Fabrikherrn Antlitz, verließ dann rasch beide Männer, während ihr Vater lachend entgegnete: „Sehr verbunden für Ihr Anerbieten, lieber Reichhardt, denn nach dem, was Sie mir heute Morgen von Herrn Dörner sagten, muß er eine völlige Null im Geschäfte sein."

„Er ist's! Sie machen aber vielleicht mehr aus ihm; außerdem empfahlen die Londoner Barklays ihn uns so dringend an."

„Unbegreiflich, wenn er so ist, wie Sie sagen."

„Noch unwissender! ich glaube, er war noch nie in einer Fabrik."

„Ah — dann schicken Sie ihn fort! Machen Sie kurzen Proceß. Stümper können wir nicht gebrauchen."

„Das geht nicht! ich habe Rücksichten auf jene

Familie zu nehmen; Herr John Barklay schrieb selbst an mich."

„Darf ich Sie stören, lieber Herr Reichhardt?" fragte Clemens, zu Beiden tretend, und als Herr Merglius sich gegen einen ihn ebenfalls anredenden Bekannten wandte, setzte der Officier eifrig hinzu: „Um Gottes Barmherzigkeit willen, lieber Reichhardt, eilen Sie in jenes Bosquet, dort über der Terrasse, da schilt Tante Cordelie in der Jasminlaube die arme Adelgunde, und sie war so heiter."

„Was ist denn geschehen, bester Graf?"

„Nachher, nachher, gehen Sie nur jetzt, damit sie erlöst wird von dem Sturm, den die Tante über sie heraufbeschwört."

Dagobert flog mehr über die Terrasse, als daß er ging, erreichte auch das bezeichnete Gebüsch, wollte in den direct auf die Laube zuführenden Weg einbiegen, als ihm von einem mit Bäumen und Sträuchern dicht besetzten Seitenpfade Martha Merglius mit todbleichem Antlitz entgegentrat, ihn hastig, seinen Arm ergreifend, von dem Wege fortriß und angsterfüllt ausrief: „Nicht dort — nicht dorthin!"

„Aber ich muß dahin, liebes Fräulein!" sprach er ruhig und freundlich.

„Es würde Ihr Tod sein!" stieß sie zitternd hervor, umklammerte ihn fester, bat dann so beweglich: „O, nur jetzt nicht! warten Sie einige Augenblicke!" — daß er, um sie zu beruhigen, wenigstens ein paar Schritte mit ihr ging.

Geräusch von Stimmen ließ ihn aber rasch inne halten. „Kommen Sie hierher, hierher!" flüsterte sie noch ängstlicher, und trat hinter eine dichte Gruppe von Lebensbäumen. Als er aber Miene machte, sich jetzt zu entfernen, erfaßte sie von Neuem seinen Arm, und der Ton, mit dem sie hinzufügte: „Man darf Sie nicht sehen!" war so bestimmt, so überzeugend, daß er ihr folgte.

„O, hören Sie nicht!" — flehte Martha dringend, als die Stimmen vernehmlicher wurden.

Das Hören war aber nicht zu verhindern, denn Fräulein Cordelie sprach zu laut, war jetzt schon zu sehr in der Nähe des Gebüsches, und deutlich verstand man die Worte:

„Was Du auch sagst — Du bist zu unvorsichtig! Er kann — er wird Dein Benehmen anders deuten, und die Folgen die sein, welche ich Dir genannt: Ein früherer Lakai Deines Vaters, der Sohn eines Dieners unseres Hauses, wird die Frechheit besitzen, Dir seine Hand anzutragen."

„Tante, er denkt nicht daran! Nie — nie

wird Dagobert das nur im Traume einfallen. So glaub' mir doch! Ich kenne ihn besser."

„Und glaube auch mir, Andere denken dasselbe, — sie denken bereits mehr."

„Mehr? — Was? —"

Dagobert sah, daß Adelgunde von Dalborn bei den Worten in ihrem raschen Gange innehielt, dicht vor der Tante stehen blieb und sie mit einem Ausdruck unbeschreiblichen Staunens anblickte.

„Ja, sie denken mehr!" wiederholte Jene spöttisch, „sie glauben nicht allein, daß er um Dich werben wird, sondern auch, daß Du ihn liebst!"

„Ich? — ich — Dagobert Reichhardt lieben! — Er um mich werben? — Ach, Tante, da wissen die Leute wohl nicht, daß jener tolle Hund damals weder ihn, noch mich verwundet hat!" — — — — — —

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

Wehe! Dreimal Wehe über den Jammer, den Menschenworte, Menschenherzen bereiten können! — Und ist sie nicht zu groß diese Macht des Wortes, — diese Gewalt des Eindrucks? — Sollten aber Beide so groß, so gewaltig sein und ein so unbegrenztes Reich des Schmerzes haben —

warum — o, warum ist dann wohl so arm, so bitter arm das Wort des Trostes, — warum so gering, ein so vollständiges Nichts jeder mildernde Einfluß, den das beste Herz auszuüben versucht!

Achtes Kapitel.

Zu den eigenthümlichsten Nationaltänzen gehört wohl der westfälische sogenannte „Kumm-tumi.“ Außerdem ist es einer der Tänze, in welchen eben so viel Anmuth und Schelmerei, wie Feuer und Leidenschaft hineingelegt werden können, und wo sich zugleich der Koketterie das weiteste Feld eröffnet. Ob all' diese sich bietende Chancen benutzt werden, ist wieder eine andere Sache. — Wir sahen häufig Gebrauch davon machen, sahen eben so häufig, daß Viele, die ihn ruhig, leidenschaftslos begonnen, im Verlauf desselben lebhafter wurden, und am Ende völlig in den Taumel hineingerissen waren, den jener Tanz mehr oder minder zur Folge hat.

In Westfalen geht selten ein Volks-, ein Familienfest der Landbewohner zu Ende, ohne daß jener Nationaltanz sein Recht behauptet;

selbst auf Bällen der sogenannten besseren Gesellschaft schmuggelt er sich oft ein, wenn die Gesellschaft besonders heiter ist. Der „Kumm-tu-mi" beschäftigt nicht allein die Füße — auch Gesicht und Hände — namentlich die Augen spielen bei seinen Pantomimen keine unbedeutende Rolle. Die Hauptpas bestehen im Annähern, Verschwinden, Erfassen, Halten und Entfliehen, auch in Sprüngen, die, wenn sie von echt westfälischen Landeskindern ausgeführt werden, gar leicht nur in dem Gedanken Berechtigung finden, daß solche Sätze einzig mit Gummibällen unter den Füßen möglich zu machen sind. —

Der Beginn des Tanzes ist aber rein pantomimisch. In langen Colonnen, die Männer auf der einen, die Frauen auf der andern Seite, stehen sich die tanzenden Paare in Entfernung von zehn oder zwölf Schritten gegenüber. Stimmt die Musik den Takt an, der in wunderlich eintöniger Weise dem Tonfall der Worte angepaßt ist, und fällt sie in das lebhaft auffordernde: „Kumm-tu-mi!" (Komm zu mir!) ein, so winkt jeder Tänzer seiner Tänzerin und sie erwiedert diese Bewegung. Diesem sehr interessanten, wenn auch stummen Acte folgt auf dem Fuße das: „Bliev-vun-mi!" (Bleib' von mir!) und je mehr

sich die abwehrenden Bewegungen und die Mienen der Tanzenden jener bedeutungsvollen Geberde anpassen, desto wichtiger — desto amüsanter!

Nun aber kommt ein wahrer Tusch der Musik. Alles fliegt sich entgegen, erfaßt die Hände und wie ein Kreisel dreht sich die ganze Menge. Ein Trompetenstoß — und die Gesellschaft stiebt aus einander — je rascher — desto besser, und Alles steht am alten Platz. Das Winken — das Abwehren beginnt nach kurzer Pause von Neuem. Bedeutend lebhafter sind schon die Winke des Kommens in dieser zweiten Tour, wozu auch bereits das raschere Tempo der Musik auffordert. Auch in Miene und Geberde ist nicht das erste kalte, oft höhnische Zurückweisen beim: „Bliev-vun-mi," — es ist bereits mehr „wie ein den Verhältnissen gebrachtes Opfer," sich von einander fern zu halten — ein Opfer, das sich steigert, je öfter die Paare sich gefunden, sich freudig begrüßt haben — fröhlich halten, vor Lust im Kreise drehen, und ihre Freudensprünge machen! —

Wie gesagt, in diesem Tanze steigert sich das Feuer zur Gluth, — die Liebe zur Leidenschaft, und der ländliche „Kumm-tu-mi" war nicht selten Veranlassung, daß Herzen sich gefunden, Menschen sich genähert, die sich bis dahin kühl — fremd ge-

genübergestanden, ja kaum gekannt haben! — Die Touren sind verschiedenartig und oft sehr complicirt. Ein steter Wechsel findet statt, und kaum hat man sich gefunden, so trennt das unerbitterliche Schicksal von Neuem. Das Endresultat ist aber wie der beliebte Schluß eines guten Romans: „daß die Leute sich kriegen," und ob die künstlichsten Wendungen und Verschlingungen sie nun auch auf eine Stunde oder gar Stunden getrennt haben — die noch künstlichere Anordnung des Tanzes hat sie wieder zusammengeführt, wenn das ermattete Orchester, mit letzter Anstrengung, den Schlußakkord dieses genialen Nationaltanzes ohne jegliche Harmonie hervorstößt, — denn dann noch an „Harmonie" oder Zusammenspiel zu denken, dazu sind jene Opfer der Tanzwuth nicht mehr fähig!

Stunden lang dauert der „Kumm-tu-mi," nicht immer, aber bei Volksfesten meistentheils. Die Bewohner des westfälischen Landes sind dabei eben so zäh, so ausdauernd, wie in Allem, was sie einmal unternehmen. Ich sah diese Ausdauer im Tanze nur einmal übertroffen — es war auf einem Polenballe in Dresden, im Jahre 1861, durch einen Mazurek.

Starke anderthalb Stunden hatte auch der

„Kumm-tu-mi" bei dem Reichhardt'schen Feste gedauert. Die Sonne war längst hinter die Kuppen des Arkey gesunken, als endlich die tanzlustige Menge ermüdet, vom Wiesenplatz weg in die Zelte und Laubhallen strömte, um zu ruhen, um sich zu erfrischen.

„Wo ist Adelgunde?" fragte Fräulein Cordelie ihren Neffen, als Graf Clemens erhitzt, ermattet, aber strahlend vor Lust und Vergnügen, an ihr vorübereilen wollte.

„Ich weiß wirklich nicht, liebe Tante; — wahrscheinlich ist sie aber dort auf der Terrasse, wo sehr viele der jungen Damen sich ausruhen."

„Bringen Sie ihr diesen Shawl, guter Clemens, Sie wissen, wie unvorsichtig sie oft ist, und sicher ist sie sehr echauffirt nach diesem ewig langen Tanze."

Graf Clemens nahm den warmen Shawl; doch nach einer Viertelstunde vergeblichen Suchens nach Der, die er darin einhüllen sollte, legte er ihn in die Veranda, und nahm während der Pause Platz an einem Tische, wo eine Bowle stand und die Herren rauchten.

Die bunten Lampen brannten bereits im Garten; auf dem Wiesenplan tanzte schon wieder die unermüdliche Jugend und das fröhliche Alter; da

forschte Fräulein Cordelie abermals nach ihrer Nichte, ohne sie zu finden. Eilig stürzte sie auf ihren Neffen zu, den sie plötzlich in der Menschenmenge entdeckte, und welcher, wie es den Anschein hatte, ebenfalls nach Jemand — wahrscheinlich nach Adelgunde suchte, wie Fräulein Cordelie dachte. Ehe sie an ihn eine Frage stellen konnte, rief er eifrig:

„Gott sei Dank, daß ich wenigstens Sie gefunden habe! — denken Sie nur an, Tante Eugenie ist da, und —"

„Tante Eugenie? — meine Schwägerin? — sie hier, unmöglich!"

„Gewiß! auch ihre beiden Töchter! O liebe Tante, war das eine Ueberraschung, eine Freude! und wie hübsch sie noch ist, wie schön die älteste Tochter Engelberta! — sie sieht Adelgunden sehr —"

„Bitte, bitte, keine Beschreibung, einfache Erzählung: wie es gekommen ist, daß sie hier sind?"

„Sie sind auf der Durchreise, hörten, daß wie hier sind, kamen nach dem Mönchhofe, und denk' Dir der Eltern Staunen, als sie, auf Herrn Reichhardt's Bitte in's Haus getreten, da das Unerwartetste finden."

„Ja, da haben Sie Recht, Clemens, uner-

wartet ist diese Freude; doch ich fasse nicht: Durchreise! Wohin wollen sie, was führt sie in diese Gegend, wo Tante Eugenie meiner Ansicht nach am Besten thäte, ruhig in Soest bei ihrem Herrn Vater zu bleiben, und das wenige Geld, das sie besitzt, zu sparen! — Klagt sie doch permanent über Geldmangel und das trostlose Geschick der Wittwe eines Majoratsherrn; ja, sie behauptete noch vor Kurzem in einem Schreiben, kaum das Schulgeld für ihre Töchter von ihrer Rente erschwingen zu können! Machte sie vielleicht eine Erbschaft — oder ladete Ihr Vater sie ein?"

Graf Clemens sah Fräulein Cordelie nicht ohne Ueberraschung über ihre Heftigkeit an. Da er sich außer Stande fühlte, auf alle diese Fragen genügend zu antworten, sagte er: „Sie wird Ihnen selbst erzählen, wie ihre Reise sich gemacht hat. Kommen Sie mit in die Veranda! Dort hat Herr Reichhardt Erfrischungen für sie bringen lassen, und da ließ ich sie eben bei meinen Eltern, um Sie und Adelgunde zu suchen."

„Adelgunde — ja richtig — wo mag Die nur sein?"

„O, die tanzt sicherlich. Erlauben Sie, daß ich erst Sie geleite; dann hole ich Adelgunde."

Fräulein Cordelie konnte es nicht ändern,

diese Verwandte, die sie haßte, wiederzusehen. Wie unangenehm ihr aber auch der Weg war, sie mußte ihn machen, und errang nach einiger Anstrengung die nöthige Fassung, ihre einstmalige Schwägerin, wenigstens mit anscheinender Freundlichkeit, zu begrüßen.

Freifrau Eugenie von Dalborn, die niemals die Unfreundlichkeit, ja die Härte Fräulein Corneliens vergessen hatte, ihre Schwägerin zwar nicht haßte, aber verachtete, erwiederte den Gruß kühl, förmlich und mit einem Stolze, welcher der noch so sehr schönen Frau außerordentlich gut stand.

Verwirrte Fräulein Cordelie schon dieser kalte Empfang ein wenig, so noch mehr der Umstand, daß die vierzehnjährige Engelberta in der That Adelgundens Ebenbild war, und Clemens von Grothen diese Cousine mit Augen anblickte, die, wie sie meinte, sich nicht für einen Mann schickten, dessen Herz bereits vergeben war.

Fräulein Cordelie vergaß, daß Clemens achtzehn Jahre zählte, ein sehr entzündliches Herz besaß und außerdem in der neu angelangten Cousine nur seine alte Flamme zu erblicken glaubte.

Engelberta war außerdem ein ähnlich Wunderkind, wie die Schriftstellerinnen Englands sie so gern zu Heldinnen in ihren Romanen nehmen,

nur — daß sie bereits einige Jahre mehr zählte, als jene Treibhauspflanzen der Cultur und Sitte, die schon mit sechs Jahren urtheilsfähig sind, im Alter von elf und zwölf Jahren Hausstände leiten und Landwirthschaften vorstehen und der Centralpunkt in allen Gesellschaftskreisen sind.

Engelberta war von einer klugen Mutter erzogen, für Verhältnisse herangebildet, die zwar über ihre pecuniäre Lage hinausgingen, doch ihrer Geburt anpassend waren.

Freifrau Eugenie sah in der Schönheit ihrer Töchter und in dem Reichthum ihrer untadelhaften Ahnen ein Pfund, mit dem sie wuchern mußte. Sie selbst war in gleicher Weise von armen Eltern erzogen, und hatte auch der Himmel denen und ihr die Erfüllung ihrer ehrgeizigen Träume halb und halb versagt, indem ihrer Ehe das Wichtigste, ein Sohn gefehlt, so erblickte doch die Wittwe des Majoratsbesitzers wiederum einzig die Sonne alles Lebensglückes in dem Umstande: ihre Töchter einst mit Majoratsherren oder Majoratserben verbunden zu sehen! —

Freifrau Eugenie von Dalborn konnte um so sicherer auf Realisirung ihrer Pläne rechnen, als unter der weiblichen Aristokratie Westfalens die Blüthe der Schönheit minder vorherr-

schend war, als die der Stammbäume. Ihre Töchter waren reizend. Die kluge Mutter hatte diese glücklichen Naturgaben nach besten Kräften gepflegt und konnte in Wahrheit mit Stolz auf ihre beiden Mädchen blicken. Sie waren so lieblich und anmuthig, wie zwei sich eben im Sonnenstrahl erschließende Rosenknospen.

Beide trugen Kleider von weißem Mull, in den goldenen Locken frische Rosen, und diese Toiletten, wie auch die festliche der Mutter, veranlaßten Fräulein Cordelie zu der etwas spitzigen Frage: „Sind diese Anzüge Eure Reisecostüme?"

„Wir kamen darin allerdings vom Gut des Grafen Briesen in diese Gegend!" erwiederte die Freifrau ruhig.

„So seid Ihr also dort zum Besuch?"

„Nein. Ich bat die Schwester des Herrn Grafen, uns nur für einige Stunden aufzunehmen, wie ich jetzt Herrn Reichhardt um seine Gastfreundschaft ebenfalls ersuchte."

„Und welches ist Dein Reisezweck?" fuhr Fräulein Cordelie beharrlich fort. —

„Ein kurzer Aufenthalt in dieser Gegend!" entgegnete ihre Schwägerin mit leichtem Lächeln.

„Geschäfte?"

„Familienangelegenheiten führten mich hierher, liebe Cordelie."

Freifrau von Dalborn warf bei diesen Worten unwillkürlich einen Blick auf Clemens von Grothen und ihre Tochter Engelberta, die an den Blumen der Etagère standen. Clemens schnitt ruhig ein Bouquet für seine reizende Cousine ab, die mit dem freundlichsten Lächeln für jede Gabe dankte.

„Was sagen Sie zu diesem Raube, Herr Reichhardt?" fragte Fräulein Cordelie verstimmt.

„Er geschieht mit Bewilligung!" rief Clemens. „Engelberta will mit mir den nächsten Tanz tanzen und muß doch deshalb ein Bouquet haben!"

„Nehmen Sie das Schönste, was Sie finden, für Ihre Fräulein Cousine!" bat Dagobert.

„Sie verwöhnen doch alle Kinder!" sagte Fräulein Cordelie mit sauersüßem Lächeln.

„Dort machen sie Freude!" sprach Dagobert ruhig; „die Zeit muß benutzt werden! — Ein Frost, und sie würden doch dahin sein."

„Sagten Sie, lieber Clemens, denn Adelgunden, daß ihre Tante angekommen ist?" fragte das Fräulein nach kurzer Pause.

„Adelgunde? — ich fand sie nicht, beste Tante."

„Sie suchten sie auch wohl nicht?"

„Gewiß — aber sie war nicht unter den Tanzenden.“

„Wo mag sie nur sein?“ fragte Fräulein Cordelie nicht ohne Besorgniß und Unruhe.

Es war ein eigenthümlicher Blick, ein noch eigenthümlicheres Lächeln, mit dem die Freifrau von Dalborn auf ihre Schwägerin schaute. Etwas von Hohn, Triumph, von kleinlicher Rache lag in Beiden; doch jene Dame war viel zu aufgeregt, diesen Ausdruck zu bemerken, der außerdem eben so schnell schwand, wie er gekommen.

„Sahen Sie vielleicht meine Nichte, Herr Reichhardt?“ setzte sie eifrig hinzu.

„Vor ungefähr zwei Stunden!“ entgegnete Dagobert.

„Wie? — vor zwei Stunden?“

„Ja, da sah ich Fräulein von Dalborn in den Reihen Derer, die zum „Kumm-tu-mi“ angetreten waren.“

„Richtig, da sah ich Adelgunde auch zuletzt!“ rief Graf Clemens; „sie stand ziemlich unten in der Reihe.“

„So tanzte sie den Tanz also noch mit?“ sagte die Tante ein wenig beruhigter.

Dagobert erwiederte Nichts; nur Graf Clemens murmelte: „Nein, ich glaube nicht; — ich

sah sie während des ganzen Tanzes nicht einmal wieder."

„So will ich mich doch ernstlich nach ihr umsehen! Darf ich Sie bitten, mich durch den Garten zu geleiten, Herr Reichhardt?"

Dagobert bot dem Fräulein seinen Arm, Graf Clemens schloß sich mit Frau von Dalborn an, und Beide folgten den Vorangehenden in einigen Schritten Entfernung. Beim Einbiegen in einen der Seitenwege erkannten Dagobert und Fräulein Cordelie am Ausgang desselben zwei Personen, von denen die eine, durch ihr lichtes Kleid, sich heller aus dem tiefen Schatten der Umgebung hervorhob. Sie gingen rascher. — Da plötzlich sahen sie, daß jene Gestalten in der Entfernung still standen, die dunkle im nächsten Moment hinter den Büschen verschwand, die lichte langsam voranschritt. Der jedesmalige Schein der in den Bäumen angebrachten Lampen warf einen hellen Lichtreflex auf diese Erscheinung; sie konnten bald Adelgundens hohe, schlanke Gestalt nicht verkennen, wenn sie ihnen auch noch immer zu entfernt war, um ihre Gesichtszüge zu unterscheiden. Fräulein Cordelie athmete leichter, Dagobert's Antlitz wurde ernst, fast düster.

„Sie ist's — ja, sie ist's!" flüsterte Fräulein

Cordelie, als die weiße Gestalt jetzt unter den vollen Lichtschein der nächsthängenden Lampe trat, dort stehen blieb und einen prüfenden Blick auf die Ankommenden warf.

Es war Adelgunde — ihre Gestalt, ihre Züge — doch — wie so verändert der Ausdruck! Obgleich die Wangen schneebleich, das Gesicht wie aus Marmor gemeißelt erschien, lag darin trotzdem ein so warmer Ton des Lebens, eine solche Fülle von Glück, daß man unmöglich bei dem Anblick auf die Idee gerathen konnte, daß irgend ein Leiden das Antlitz so entfärbt.

Am Nachmittag hatten diese Züge auch von Freude und Glück gestrahlt; dach was war's gewesen gegen diesen leuchtenden Ausdruck von Seligkeit? — ein Schimmer — nur ein Schimmer, im Vergleich zum vollen Sonnenlicht! Und trotz dieses hellen Scheins von Glück lag ein leichter Schatten auf der klaren Stirn, ein wunderbarer Ausdruck tiefen Friedens — fast heiliger Ruhe, der in wohlthuender Weise das Feuer der Augen, die Erregung in den Zügen dämpfte.

Einen Augenblick starrte Fräulein Cordelie sprachlos auf ihre Nichte, dann stieß sie mit ihrer gewöhnlichen Strenge, ihrer unbeugsamen Härte,

die Frage heraus: „Wo warst Du seit den letzten zwei Stunden?"

Blick und Lächeln — Beides von überirdischem Glanz — schienen laut zu rufen: „Im Himmel!" — die wirkliche Antwort aber blieb den halb geöffneten Lippen für jetzt erspart, denn Eugenie von Dalborn trat zu der Gruppe. Nachdem sie einen Blick auf das Antlitz ihrer Nichte geworfen, rief sie — vielleicht unter dem mächtigen Eindruck jenes überirdischen Ausdrucks: „Gott segne Dich, mein liebes, liebes Kind!"

Adelgunde wurde durch diesen Gruß tief erschüttert; — in Thränen ausbrechend, warf sie sich in die Arme ihrer Tante Eugenie und flüsterte mit halb erstickter Stimme: „O Dank, Dank für diese Worte! Dank für Alles, Tante."

Von den Anderen begriff Niemand diese heftige Bewegung — diese fast leidenschaftliche Aufregung Adelgundens. Lag in diesem Unbegreiflichen aber etwas Ungewöhnliches? — begreifen uns denn die Menschen immer, selbst im Allergewöhnlichsten — ist nicht oft eine Natur der andern ein Räthsel — hat Einer für den Andern stets die richtige Würdigung seiner Individualität, den richtigen Maßstab für alle seine Handlungen? — Nie! nie und nimmer! und es bedarf daher nicht erst

des Einflusses eines ungewöhnlichen, außerordentlichen Ereignisses, um unseren Nebenmenschen oft im Leben unverständlich zu sein und zu werden.

Adelgunde von Dalborn hatte aber in diesen letzten Stunden, wo man sie nicht gesehen, Außerordentliches erlebt, hatte ihrem Schicksal eine Wendung gegeben, die Niemand aus ihrer bisherigen Umgebung ahnte, Niemand ahnen konnte, und die ihr selbst, wie sie jetzt daran zurückdachte, unbegreiflich, fast undenkbar war, — die ihr mehr ein Traum — denn ein Ereigniß der Wirklichkeit erschien.

Neuntes Kapitel.

Jede mehr passive Natur, die so tief geliebt wie Dagobert Reichhardt, so furchtbar aber auch beleidigt, und zwar von dem Gegenstande ihrer Neigung beleidigt worden, würde sich nicht so schnell vom plötzlichen und unerwarteten Sturz aus all' ihren erträumten Himmeln erhoben haben, wie es bei dem Helden unserer Erzählung in der That der Fall war. Dagobert Reichhardt besaß aber auch keine Faser einer passiven Natur. Handeln, schnelles Handeln, das war sein Element, und er war diesem aus seinem Innern hervorbrechenden Triebe nur einmal, nur in Bezug auf Adelgunde von Dalborn, untreu geworden. Wäre er auch da seiner Natur gefolgt, hätte er ihr gegenüber weniger gedacht und geträumt, schon vor zwei Jahren gesprochen und gehandelt, die

Täuschung seines Herzens wäre auf keine so bittere, so schnöde Weise erfolgt, wie jetzt.

Tief fühlte er den begangenen Fehler, dessen Folgen sich in einer furchtbaren Weise an ihm rächten, ihm nicht allein das Herz zerrissen und den Geist verwirrten, auch seinen Stolz demüthigten, wie er nicht zu ertragen vermochte, sich gedemüthigt zu sehen.

Hätte in seinem Charakter nur ein wenig mehr Fähigkeit zum Dulden und Ertragen gelegen, er würde das Selbstverschuldete, wie auch das Unverschuldete, ruhiger, ergebener hingenommen und dem mildernden Einfluß der Zeit und Umstände überlassen haben, ein Weh zu besänftigen, das ihm mit Centnerschwere auf Herz und Seele lastete. Dazu war aber seine Natur nicht organisirt. Es lag zu viel Willenskraft, zu viel Willensstärke in ihm, als daß er sich einem auf ihn mit Gewalt eindringenden Geschick blind und ohne Weiteres gefügt hätte.

Und wie groß immer sein Elend — konnte es nicht noch schlimmer werden? — Adelgunde von Dalborn war am Abend des Festes mit den ruhigen Worten von ihm geschieden: „Ich muß Sie morgen früh sprechen und erwarte Sie bestimmt.“ — Was hatte sie ihm aber Anderes zu

sagen, als vielleicht Maßregeln mit ihm zu berathen, wie einem Gerüchte gesteuert werden könnte, das sie — die stolze Aristokratin, beleidigte! — So wähnte er mindestens — glaubte sogar an einen bevorstehenden Bruch, der ihn, den anmaßenden Fabrikanten, in jene Schranke zurückweisen sollte, wohin ihrer Ansicht nach der Sohn des Kammerdieners gehörte.

Wie wenig auch Adelgunde solche Annahmen bisher gerechtfertigt — jetzt traute er ihr Alles zu, und immer von Neuem kam er darauf zurück, daß irgend Etwas von seiner Seite geschehen müsse, um in ihr die Wirkung von Fräulein Cordeliens Einflüsterungen zu vernichten. Was — was konnte das nur aber sein? was ihren erregten Argwohn ertödten und ihren Glauben, daß er sie nie geliebt habe, bestärken? —

Die Nacht nach seinem Feste war vergangen, ohne daß er nur den Versuch gemacht, die Ruhe zu suchen. Der Jammer seines Herzens hatte sich gesteigert mit jeder verrinnenden Secunde jener ersten Stunden, die ihm immer klarer die Oede und Leere, die Hoffnungslosigkeit und das Elend seines zukünftigen Lebens gezeigt, dieses Daseins ohne Licht.

Immer und wieder hatte Dagobert bei seinem

rastlosen Umherstreifen durch den einsamen Garten jenen Platz im Bosquet aufgesucht, wo am Nachmittage zuvor wenige Worte den Traum seiner Jugend, das Streben seiner Mannesjahre vernichtet — in so schnöder, entsetzlicher Weise vernichtet!

Beim ersten Lichtstrahl des anbrechenden Tages, als er abermals an jener Stelle stand, mit düsterem Blick auf den Boden starrte, wo er doch meinte, all' sein Herzblut im ersten Jammer vergossen zu haben, dieses Herz aber noch immer in lauten Schlägen pulsirte und sich immer heftiger gegen die ihm zugefügte Schmach auflehnte — da — da brach endlich mit dem neuen Morgen auch in Gedanken seinem Leben ein neuer Morgen an! — Er hatte das heiß ersehnte Mittel gefunden, einen Damm zu errichten vor dieser immer höher anschwellenden Fluth des Leids.

Dieser erste Lichtstrahl war gewissermaßen ein Lichtstrahl der Erkenntniß des Herzens, das sich ihm in seiner ganzen Milde und Schönheit an eben dieser Stätte offenbart hatte, — für dessen hohen Werth er aber in jener Stunde bittern Schmerzes und banger Verzweiflung weder Auge noch Sinn gehabt. Einmal aber erkannt, zeigte es sich ihm in seinem vollen Werthe, und dieser

Erkenntniß folgten Gedanken, Pläne, Hoffnungen und Wünsche.

Der Schmerz, der ihn fast wahnsinnig gemacht, milderte sich. Diese neuen Ideen traten den alten entgegen, siegten — der Bann war gebrochen, Dagobert Reichhardt wieder in seinem Elemente. Er konnte handeln, — vor Allem aber — er konnte sich aus dem Staube aufrichten, in den das Idol seines Lebens ihn voll maßloser Ueberhebung hinabgetreten.

Wie so ganz anders aber waren all' diese Pläne gegen jene, welche er einst zu demselben Zweck entworfen! wie er selbst ein so ganz Anderer damals! — Jenes von der Phantasie ausgestattete Fahrzeug trieb mit den vollen Segeln des Vertrauens in's dunkle Meer der Zukunft, das Steuer führte die Liebe und die Devisen der bewimpelten Masten lauteten: Freude, Glück — Seligkeit. — Jetzt — jetzt, da war's als stände Dagobert an seinem Comptoir und berechnete, wie bei einer gewagten Speculation, die Chancen des Vortheils, die der möglichen Nachtheile! — — Erstere waren überwiegend — er entschlossen: — um Martha Merglius zu werben. — Zu seiner Ehre müssen wir bekennen, daß der Gedanke an ihren Reichthum kaum in die Wagschale fiel. Den Ausschlag gab

einzig ihre ihm Tags zuvor deutlich verrathene Liebe und jene glückliche Vereinigung von Umständen, die seine That als natürlich erscheinen lassen konnten. Er kannte sie seit Jahren — sie hatten immer auf dem freundlichsten Fuße zusammen gestanden, eine Verbindung mit ihr konnte in Adelgundens Seele am Besten den Argwohn ertödten, den die Worte ihrer Tante dennoch vielleicht erregt. Das war ihm Hauptsache! jedwede andere Bedenklichkeit schlug die Aussicht auf dieses überaus glänzende Resultat nieder.

Als denn die Sonne hell am Himmel leuchtete, war's auch wieder heller in Dagobert's Herzen, da der Kampf beendet, der Sieg über jedes rebellische Gefühl errungen! — Ruhiger, wie er selbst noch vor einer Stunde kaum zu hoffen gewagt, trat er den Rückweg nach seinem Hause an. — Jetzt waren ihm die welken Festeskränze kein trauriges Sinnbild mehr, und zu all' den Flaggen mit der weißen fallenden Rose, die er so fröhlichen Herzens Adelgunden zu Ehren errichtet, konnte er jetzt auch wieder frei den Blick erheben, denn sie riefen ihm nicht mehr, wie am vergangenen Abend, triumphirend zu: „Auch Deine Rosen sind gesunken!" Ihre symbolische Deutung hatte alle Dornen für ihn abgestreift, und hätte er ferner noch in Etwas An=

wendung auf sich finden können — so einzig — im stolz aufgerichteten Löwen des Hauses Limburg, der über seinem Hause thronte! — — —

Diesem Hause sich nähernd, gewahrte er plötzlich Martha, die mit ihren Eltern und manchen anderen entfernter wohnenden Festesgästen die Nacht über auf dem Mönchhofe geblieben war. Ruhelosigkeit hatte sie aus dem Hause getrieben, und sie stand jetzt nahe dem verödeten Wiesenplan, das Auge erhoben zur Fahne mit Westfalens Farben, die der Morgenwind, sie auf seinen frischen Schwingen tragend, frei entfaltet hatte.

Dagobert betrachtete das Zusammentreffen mit Martha nicht als „gutes Omen" — allem Aberglauben ferner wie je stehend, sah er darin einzig einen „besonders glücklichen Zufall," den zu seinen Gunsten zu benutzen er sofort entschlossen war. Rasch schritt er denn dem jungen Mädchen entgegen. Sie sah in ihrer einfachen Morgenkleidung tausendmal hübscher aus, wie im glänzendsten Putze. Ihr röthlich blondes Haar verdeckte größtentheils eine kleine mit Spitzen garnirte Haube, die, fest um das jugendlich frische Gesicht schließend, die gewaltige Breite der Wangen milderte und ihr allerliebst stand. Die nicht gut gewachsene Gestalt umhüllte ein großer Kragen dem von blau und weiß

gestreiften Stoff des Kleides, und den langen Hals umschloß eine dichte Fraise von gebranntem Tüll.

Dagobert's Auge streifte mit Wohlgefallen über diese Einzelheiten des schmucklosen Anzugs hin, in dem er Martha stets am Liebsten gesehen; er mahnte ihn zugleich an die Zeit, wo er sie darin oft erblickt, an jene Zeit im Hause ihrer Eltern, die ihn immer mehr als ein Mitglied der Familie, denn als einen Fremden behandelt hatten. In dies Haus war er doch unmittelbar darauf gekommen, wo er die Livrée ausgezogen, und hatte man ihn dort, wo auch Glanz und Reichthum herrschte, je entgelten lassen, daß sein Fuß nicht bisher über Parquet und Teppiche geschritten war? — Wie klein, wie unbedeutend diese Erinnerungen, sie wirkten zusammengenommen nicht so gering, und sein Gruß: „Guten Morgen, liebe Martha!" hatte eine Weichheit, die das Herz des Mädchens erbeben machte. Unter glühendem Erröthen legte sie ihre Hand in seine ihr dargereichte, und als er diese schweigend festhielt, sie mit seinen ernsten klugen Augen forschend ansah, wie wenn er aus ihren Zügen herauslesen wollte, ob er auch gut gethan, solche Entschlüsse in Bezug ihrer zu fassen, da sprach diese, um nur endlich Etwas zu sagen, in namenloser Verwirrung:

„Ich las soeben die Inschrift der Farben."

„Welche?“ fragte er, wie aus kurzem Traum erwachend, mit sichtbarer Zerstreutheit.

„Daß tief und unergründlich das Herz!“ entgegnete sie mit zur Fahne emporgerichtetem Blick.

„Nichts ist wahrer!“ rief er hastig und sah ernst zu Boden. Sie schwieg, er blickte wieder auf sie, folgte dann der Richtung ihrer Augen und bemerkte, daß der schwarze Streifen sich über den grünen geschlagen hatte, und Nichts von beider Inschrift zu sehen war, nur die goldenen Lettern des weißen licht im Morgensonnenschein erglänzten.

„Lesen Sie das, Martha!“ bat er leise.

„Daß Gott im Leben vor Schaden sie hüte,“ sprach sie klar, ernst, fast feierlich.

„Hegen Sie diesen Glauben, fest, lebendig im Herzen, liebe Martha?“ fragte er dringend.

„Ja!“ entgegnete sie freudig — schien dann noch Etwas hinzufügen zu wollen, von dem sie aber mit tiefem Erröthen Abstand nahm.

„Sie wollten noch Etwas sagen, Martha! — was ist's — ich bitte.“

„Es könnte Ihnen wie eine Lehre erscheinen!“ entgegnete sie bescheiden, mit niedergeschlagenen Augen.

„Und wenn dem so wäre, Martha! Was thät's?“

„Nein! o nein. — Nie würde ich mich dessen unterfangen! Von Ihnen Lehre annehmen, zu jeder Zeit — nur ich nie geben!“

Nichts konnte hübscher sein wie dieser Ausdruck tiefer Demuth, dieses echt weibliche, dieses tiefe Beugen unter die Autorität des Mannes. Dagobert fühlte und erlag dem ganzen Zauber ihres schüchternen, mädchenhaften Wesens, bat aber um so eindringlicher: „Ihre Lehre, liebe Martha!“

„Nehmen Sie es als Ansicht!“ sprach sie fast flehend.

„Gut! und wie lautet diese?“

„Daß wir das Unsrige dazu thun müssen, um im Leben vor Schaden behütet zu bleiben, Gott es nicht allein voll Sorglosigkeit überlassen dürfen, uns zu beschützen.“

„Darf ich Ihnen gestehen, Martha, daß ich bereits dagegen angekämpft habe, nicht den Schaden an meiner Seele zu nehmen, den jene, dort — im Bosquet gesprochenen Worte, die Sie ja auch gehört haben, mir nicht allein zufügten, nein — noch ferner zufügen könnten?“

„Und Sie haben gesiegt?“ rief sie freudig, „der Sturm ist vorüber — o, ich sah's an Ihrer wiedergewonnenen Ruhe, sah es gleich in Ihrem ganzen, gegen gestern so veränderten Wesen.“

„Ich treibe aber noch auf unruhiger Welle umher, Martha, ich sah nur erst den Hafen, — erreicht ist er noch nicht!“

„Sie sind ihm aber nahe, Sie werden ihn erreichen!“

„Wenn Sie mir helfen wollen, Martha!“

„Ich — ich — was könnte ich thun?“

„Was Sie gestern waren: mein guter Engel!“

„Gestern? — ach, — gestern erreichte ich ja Nichts, mit all' meinen Trostsprüchen!“

„Martha — wenn die Sonne in das sturmbewegte Element eines wild erregten Wassers fällt, dann streift ihr Strahl allerdings nur die Häupter der Wellen, und auf dem Grunde bleibt's dunkel und finster. Hat sich aber der Orkan gelegt, — dann, Martha, fällt ihr Licht bis in die tiefste Tiefe dieses Stromes, erwärmt selbst den sandigen Boden, und klar und ruhig zieht er unter seinem milden Einfluß dahin und spiegelt dankbar das empfangene Licht wieder.“

Martha hörte Alles, verstand Jedes, und doch wollte — konnte sie kaum glauben, daß solche Worte, von ihm, zu ihr gesagt wurden. Wie betäubt stand sie da — fassungslos, unfähig, Etwas zu entgegnen. Er ließ den Sturm der Gefühle

vorüberziehen, und erst als er bemerkte, daß sie ruhiger geworden, fragte er ernst:

„Martha, darf ich hoffen, daß Sie jenes milde, schöne Licht meines Lebens werden wollen?“

Sie hatte nur Thränen als Antwort; doch ob auch der Mund schwieg, — der sich zu ihm erhebende Blick umschleiert war, es brach aus ihrem tiefen Auge ein Strahl hervor, wie er nur dem Sonnenschein des Herzens entspringen kann. Als er ihr darum hoffend die Hand reichte, legte sie ohne Zögern, mit festem Vertrauen die ihre in seine Rechte; die Thränen versiegten, der Mund lächelte, und Dagobert Reichhardt hatte die sichere Verheißung dessen, was er von ihr gewünscht.

Ehe Beide nach einiger Zeit sich anschickten, den Wiesenplan zu verlassen, warf sie noch einen Blick auf die Flagge Westfalens. Das leichte Spiel der Morgenwinde hatte jetzt den oberen und unteren Streifen rückwärts vereinigt, nur das Grün war sichtbar, und leuchtenden Blickes hing Martha's Auge an seiner Inschrift.

„Was siehst Du jetzt?“ fragte er lächelnd, „was ist's, das Dich so glücklich macht?“

„Was ich sehe, Dagobert, die Worte: „daß Alle den Himmel einst offen sehen“ — — was

mich glücklich macht — das Gefühl: ihn jetzt bereits offen zu sehen!"

Er blickte sie mit tiefer Rührung an, schloß sie fest in die Arme und entgegnete im Tone feierlichen Gelübdes: „Vermochten das meine Worte, Martha, so werden's mit Gottes Hülfe erst recht meine Thaten können, — Thaten, von denen jede einzelne Dir beweisen wird, wie dankbar ich Dir für solche innige Liebe bin."

Sie fühlte, daß er dieses Wort halten würde, und sah mit einer an Seligkeit grenzenden Freude in die Zukunft. Zu ihrem Glücke fehlte auch in dem Augenblicke Nichts, als der Segen ihrer Eltern; doch das Bewußtsein, wie freudig er ertheilt werden würde, ersetzte fast den Mangel desselben.

Anders mit Dagobert! Ihm war durch diese Verlobung keine Sehnsucht befriedigt, — nur ein Wunsch erfüllt. Ruhig, ernst dachte er daher an das stille Glück, das seiner an Martha's Seite wartete, und — war mit seinem Loose zufrieden.

Wohl hatte Dagobert recht in dem Gedanken, daß gleich dem in die Fluth fallenden Licht und Farbenschein auch Andere Licht in unser Leben werfen und ihm Glanz verleihen können; aber er vergaß, daß dieses Licht doch dann immer nur ein

erborgtes, der Glanz ein entliehener! Bricht dann da die Nacht an, so ist's doch düster, finster in uns, wie um uns. Anders, ganz anders, wenn die lichte Fülle des Glücks aus der Tiefe unseres eigenen Herzens emporsteigt und die Liebe in unserer eigenen Seele lebt. Dann, ja dann kann es tiefe Nacht um uns werden, und wird doch heller Tag in uns sein! — — — Muß die Sonne unseres Glücks auch einst untergehen, wie Alles, was auf Erden ist, so wird ihr leuchtend farbiger Strahl selbst die dunkelste Wolke am Himmel unseres Lebens in Gold und Purpur tauchen, dieser leuchtend farbige Strahl noch über den im Sande der Ewigkeit verrinnenden Wellen unseres Lebensstromes zittern, jeden einzelnen seiner Tropfen in der Helle des Brillants erglänzen lassen — dieses Licht uns selbst dann noch leuchten, wenn auch schon alle anderen Sterne am Horizont unseres Lebens erloschen sind und kein anderer Stern uns mehr entgegenstrahlt, als der — der Erinnerung.

Zehntes Kapitel.

Unter dem Vorwande heftiger Kopfschmerzen war Adelgunde am Morgen nach dem Feste weder in die auf Haus Dalborn täglich stattfindende Andachtsstunde gekommen, noch zum Frühstück erschienen. Ihre Tante fand sie, als sie gegen zehn Uhr ihr Zimmer betrat, in vollständiger, wenn auch einfacher Toilette, mit einem Gesichte, welches jedem Schmerze Hohn sprach und außerdem in seinen beweglichen Zügen ein unendliches Glück, einen großen Triumph ausdrückte. Beides war Fräulein Cordelie eben so unerklärlich, wie die Heiterkeit Adelgundens in den vergangenen Tagen. Erstaunt, befremdet sah sie sich in dem kleinen Zimmer um, wie wenn sie dort einen Anhalt zu jenem ihr so wunderbar erscheinenden Ausdruck finden müßte, doch als sie in dem alten Erkerstübchen nichts Anderes entdeckte, als was sie

genau kannte, schaute sie um so verwunderter auf ihre reizende Nichte.

Reizend war Adelgunde in der That, wie sie auf einem kleinen Divan am offenen Erkerfenster saß, den Kopf leicht in die Hand gestützt und dieses von langen goldigen Locken umrahmte Haupt, mit seinem schönen jugendfrischen Antlitz, diesem seligen Lächeln, sich so wirksam von dem tiefen Dunkel der alten Ulmen abhob, die das Fenster so dicht umschatteten, daß der Platz eher wie ein sonnendurchblitztes Laubdach unter freier Himmelswölbung erschien, denn als geschlossener Raum eines Zimmers. Und um wie viel reizender war Adelgunde jetzt, als sie beim Anblick des verwunderten Gesichts der Tante in ein fröhliches Lachen ausbrach, in ein Lachen, wie es nur aus einem Innern ertönen kann, das von keiner Sorge belastet ist und den ewig klaren Himmel der Freude über sich sieht.

Das fahle Gesicht der Tante färbte sich bei diesem Ausbruch der Heiterkeit dunkelroth vor Zorn; doch da ihr an dem Tage so unendlich viel daran lag, ihre Nichte in guter Stimmung zu erhalten, unterdrückte sie jeglichen Tadel, zog eiligst ihr Strickzeug aus dem Beutel, nahm Adelgunden gegenüber im Erker Platz und sagte nur, als sie

nach einigen Minuten wieder jenem glücklichen Lächeln begegnete, mit ihrem gewöhnlich spitzigen Tone: „Deine Kopfschmerzen machen Dich ja recht heiter, mein Kind."

„Nicht die Kopfschmerzen, liebe Tante, sondern mein Glück."

Die Dame hustete, strickte eifriger und sprach nach kurzem Räuspern: „Ich muß Dir offen bekennen, daß die mir zwar hinlänglich bekannte große Elasticität Deines Geistes mich jetzt doch mehr wie je in Erstaunen versetzt. Nie und nimmer hätte ich gedacht, Dich so heiter, wie Du jetzt bist, in Haus Dalborn zu sehen."

„Ich dachte das noch weniger, Tante," entgegnete Adelgunde ernst.

„Darf ich nicht wissen, was Dich so schnell umgewandelt hat, und wie es kommt, daß Du nun in der Verbindung mit Clemens Dein Glück siehst?"

„In der Verbindung mit Clemens? — Das kannst Du glauben, Tante, nachdem Du weißt, wie ich stets darüber gedacht habe?"

„Du entschiedest Dich bei der Wahl doch für die Reise nach Haus Dalborn!" sprach das Fräulein zitternd.

„Doch eben nur dafür, — zu nichts Anderem.“

„So bist Du jetzt nicht mehr willens, Clemens Dein Jawort zu geben?“

„Ich war es nie, Tante, — kann ihm das auch nicht geben.“

„Du willst ihn nicht heirathen?“

„Gewiß nicht!“ rief Adelgunde lachend.

„So hast Du mich hintergangen!“ schrie Fräulein Cordelie aufspringend, ihr Strickzeug bei Seite schleudernd und mit zornfunkelnden Augen dicht vor ihre Nichte hintretend.

„Das habe ich gethan!“ entgegnete Adelgunde ruhig. Sie erhob sich nun so stolz von ihrem kleinen Divan, sah so kühn, so fest in die blitzenden Augen der heftig aufgeregten Dame, daß Fräulein Cordelie vor diesem Blick, vor dieser offenen Erklärung förmlich erstarrte.

Ehe ihr Zorn, ihre Wuth, weitere Worte finden konnten, lenkte ein von Außen kommendes Ereigniß ihre Gedanken in andere Bahn. Reiter sprengten in den Hof — Adelgunde lehnte sich weit aus dem Fenster und sagte so ruhig: „Dort kommt Dagobert Reichhardt!“ als ob Nichts zwischen ihrer Tante und ihr vorgefallen sei. Als sie aber ihren Platz verließ und der Thür ent-

gegenschritt, vertrat ihr Fräulein Cordelie den Weg und fragte kurz: „wohin?"

„Ich muß Dagobert sprechen."

„Was hast Du mit ihm zu reden?"

„Etwas für mich Wichtiges!"

Fräulein Cordelie stand abermals einen Moment erstarrt über Ton und Wesen ihrer Nichte, sagte aber dann mit kaum unterdrückter Heftigkeit:

„Adelgunde, Du bist sonderbar! — so sonderbar, daß, wenn ich nicht hoffte, Du würdest zur Vernunft kommen und Dich in meinen Willen fügen, — ich heute, jetzt, anders mit Dir reden, anders handeln würde."

„Wohl wie in Frankfurt, Tante?" fragte Adelgunde mit flammendem Auge, — wie in Frankfurt, wo Du glaubtest: ein Schlag in's Gesicht würde mich zur Vernunft bringen? — hüte Dich aber, Tante! — Jene eine Rohheit hat schon Folgen für Dich gehabt, die Du Zeitlebens nicht vergessen wirst, und —"

„Adelgunde! — Adelgunde, ich glaube, Du bist —"

„Weder von Sinnen, noch —"

Es wurde stark an die Thür geklopft, und Graf Baldamus von Grothen stand im nächsten Augenblick im Zimmer. Er war bleich, sichtlich

verstört, grüßte Adelgunde nur flüchtig und sprach zu Fräulein Cordelie gewendet:

„Herr Reichhardt wünscht Sie zu sprechen, verehrte Cousine.“

„Nein, mich will er sprechen!“ rief Adelgunde lebhaft, „mich! — ich habe ihn gestern Abend gebeten, heut' so früh wie möglich hierher zu kommen.“

Ernster, wie Graf Grothen je bisher mit Adelgunden gesprochen, entgegnete er: „Trotz Allem ist's doch die Tante, mit der Herr Reichhardt jetzt zu reden wünscht.“

„Was kann er mit ihr zu reden haben?“ fragte sich Adelgunde, als Fräulein Cordelie mit triumphirendem Lächeln an ihr vorüber und aus der Thür schritt. „Sollte er schon mit ihm gesprochen haben?“ fuhr sie fort. „Nein, das ist ja gegen meine Bitte und unsere Verabredung! — — Sollte Dagobert wirklich? — Nein! — nein! die Tante hat Unrecht — er liebt mich nicht, und ich bin eine Närrin, zu denken, er sei jetzt gekommen, um mich zu werben. — Wie kann ich nur so thöricht sein!“

Beruhigt kehrte Adelgunde zu ihrem Platze zurück, während Fräulein Cordelie, freundlicher, wie sie je bisher gethan, Dagobert begrüßte. Er war

um zehn Procent in ihrer Achtung gestiegen, daß er, wo ihre Nichte ihn um eine Unterredung gebeten hatte, erst sie — die Tante, zu sprechen verlangte! — Wie schnell erstarb indessen dies Lächeln des Wohlwollens und machte dem Ausdruck des Entsetzens Platz, als er mit äußerer Ruhe, aber nur zu unverkennbarer innerer Bewegung ausrief:

„Gnädigste Baroneß, ich bin in Wahrheit trostlos, die unschuldige Veranlassung zu Etwas gegeben zu haben, das Ihre Mißbilligung und Entrüstung in noch höherem Grade erregen wird, wie das bei mir der Fall gewesen ist, der ich doch gänzlich unbetheiligt bei der Sache bin. Ich erfahre nämlich vor einer Stunde, daß einer meiner Fabrikaufseher nicht das ist, für was er sich bei mir ausgegeben hat, sondern — ein Bekannter von Ihnen — der Herr Baron von Eschen!"

Fräulein Cordelie unterlag einen Moment der Wucht dieses auf sie einstürmenden Ereignisses, ahnte aber doch nicht seine ganze Tragweite, und sprach daher nach kurzer Ueberlegung:

„Das ist allerdings fatal, lieber Herr Reichhardt; doch da Sie die Freundlichkeit gehabt, mich davon in Kenntniß zu setzen, so wird hoffentlich der neue Bubenstreich des Herrn von Eschen ihm nicht viel nutzen."

„Wenn das nur nicht bereits der Fall gewesen.“

„Wie? — was meinen Sie? — ah — ich verstehe! — er war gestern schon in Ihrer Fabrik — er tanzte sicherlich mit ihr! — o mein Gott!“

Wie vernichtet sank die stolze Dame in eines der hochlehnigen Canapees, Dagobert war sichtlich verlegen; da plötzlich stieg ein Verdacht in Fräulein Cordelie auf, und den Fabrikanten scharf fixirend, sprach sie mit völlig verändertem Tone: „Seit wann wissen Sie, daß jener Elende unter falschem Namen in Ihrer Fabrik ist?“

„Seit kaum einer Stunde.“

„Seit kaum einer Stunde?“ wiederholte sie langsam.

Ein helles Roth flog bei dieser Frage voll Zweifel über Dagobert's Antlitz. Es hatte einzig seinen Grund in der heftigen Entrüstung über ihren Verdacht, den er sofort herausfühlte. Sie deutete diesen Farbenwechsel anders und sagte etwas spitzig: „So — so!“ ging dann heftig im Zimmer auf und ab, und schien nicht recht zu wissen, was sie eigentlich thun sollte. Sie mißtraute Dagobert plötzlich.

Er hätte fast die Unvorsichtigkeit begangen, sie an ihre gestrige Annahme, daß er ihre Nichte

liebe, zu mahnen und sie zu fragen: „ob ein Mann, der ein Mädchen liebe, fähig sei, den Nebenbuhler derartig in seinen Zwecken zu unterstützen, wie sie plötzlich zu glauben scheine.“ Schnell, wie sie gekommen, legte sich aber diese Aufwallung, und er sprach ruhig: „Bringen wir die Zeit nicht unnütz hin, Baroneß Dalborn, ich bin sehr eilig, und außerdem möchte ich gern Einiges mit Ihnen besprechen, ehe ich Unterredung mit einer Andern habe.“

„Mit meiner Nichte! Was haben Sie mit ihr zu reden?“

„Ich weiß es nicht, vermuthe es nur.“

„Was ist's?“

„Erlauben Sie mir, Fragen zu stellen, wir kommen dann rascher an's Ziel: Sie waren gegen die Verbindung Fräulein von Dalborn's mit Herrn Baron von Eschen?“

„Waren? — ich bin's noch, und nie wird er ihre Hand erhalten!“

„Wenn die junge Dame mündig ist, so —“

„Pardon, Herr Reichhardt! Meine Nichte ist jetzt neunzehn Jahre alt, in zwei Jahren also mündig; doch über ihr Vermögen hat sie erst nach vollendetem fünfundzwanzigsten Jahre zu verfügen.“

„Sie wissen indessen vielleicht, gnädigste Baroneß, daß Ihr verstorbener Herr Bruder, vor fast zehn Jahren mir zwanzigtausend Thaler zur Gründung eines Geschäfts übergeben, die —"

„Ich muß Sie schon wieder unterbrechen — diese Summe schenkte er Ihnen zur Belohnung, weil —"

„Ich weiß das, Baroneß Dalborn! — doch, ich nahm jenes Geld nicht als Geschenk an — die Summe steht also zur Verfügung, sobald jener, von Ihrem Herrn Bruder bestimmte Termin von zehn Jahren abgelaufen ist — ja, ich würde das Geld mit Vergnügen bereits früher zurückzahlen, wenn es verlangt würde."

„So geben Sie es mir."

„Ihnen? — Das meinte ich nicht damit — ich—"

„Ah — Sie wollen die Summe meiner Nichte geben. —"

„Im Falle die Tochter des Freiherrn Werner von Dalborn darauf Anspruch machte, stände diese mir allerdings näher."

„So, so! — o ich durchschaue jetzt das Ganze! eine fein angelegte Speculation fürwahr! — Noch Eins, Herr Reichhardt: „Würden Sie meiner Nichte auch vielleicht noch Vorschüsse auf jene fünfzigtausend Thaler machen, die auf Ihrer Fabrik stehen?"

„Ich würde die Tochter meines Wohlthäters nie Noth leiden lassen, gnädigste Baroneß.“

„Noth leiden lassen? — Adelgunde wird doch bei mir nie Noth leiden, so lange sie bei mir bleibt.“

„Solange sie bei Ihnen bleibt! — doch wird das selbst noch auf kürzeste Zeit der Fall sein?“

„Herr Reichhardt, Sie sind Adelgundens Verbündeter — Sie unterstützen eine Neigung, die meiner Nichte Verderben herbeizieht. Hören Sie mich! — jener Elende ist nicht allein Roué — ist Trunkenbold — ist Nichts wie eine gemeiner Speculant auf Adelgundens Vermögen.“

„Sie erwähnen seiner Liebe gar nicht,“ entgegnete Dagobert mild, „und doch —“

„Liebe? — Herr Reichhardt, schweigen Sie mir davon, womit man Sie bestochen, Sie getäuscht hat.“

„Ich muß mich aber endlich auf's Allerentschiedenste dagegen verwahren, im Complott zu sein. Ich gebe mein Ehrenwort, bis vor einer Stunde weder gewußt zu haben, wer Herr Dörner ist, noch daß er ein Verhältniß mit Baroneß Dalborn hat.“

„Und wie erfuhren Sie es jetzt?“ fragte Fräulein Cordelie in beleidigend spöttischem Tone.

„Wollen Sie gütigst diesen Brief lesen?" fragte Dagobert mit eisiger Kälte, „ich erhielt ihn heute Morgen von einem Londoner Geschäftsfreunde."

Er reichte Fräulein Cordelie ein Schreiben, das sie zwar sogleich nahm, doch nicht augenblicklich entfaltete, sondern, von ihrer Gemüthsbewegung überwältigt, sich erst in einen der Lehnstühle setzte, verschiedene Male mit der Hand über Stirn und Augen strich und sich sichtlich bestrebte, Herrin ihrer Aufregung zu werden.

Dagobert öffnete eines der nach dem Hofe gehenden Bogenfenster, blickte einige Secunden in's Freie, blieb an dem Platze, aber in so tiefe Gedanken versunken stehen, daß er weder bemerkte, wie Fräulein Cordelie jetzt den Brief entfaltete — durchflog, noch daß Adelgunde in der nächsten Minute in den Hof kam und im Schatten der Ulmen, dem Fenster gegenüber, an dem er lehnte, stehen blieb.

Der Brief, den Fräulein Cordelie las, lautete:

„Mein junger Freund.

Hätte ich nicht das Bewußtsein, von Ihnen gekannt zu sein, würde es mir noch schwerer fallen, Ihnen ein Complott zu enthüllen, bei dem leider Ihr Vertrauen in gleicher Weise mißbraucht ist,

wie mein Name. Ich bitte Sie im Voraus, nicht zu streng zu richten, da mein jüngster Sohn Harry einer der hauptschuldigen Theile ist. Seine nahen Beziehungen zu dem gräflich Sanden'schen Hause sind Ihnen wohl bei Ihrem letzten Hiersein kaum bekannt geworden, da damals, als Sie in London waren, jene Familie sich gerade im Seebade zu Brighton aufhielt! Lassen Sie mich kurz diese Beziehungen berühren.

Mein Sohn Harry machte vor vier Jahren, während seines Aufenthalts auf dem Continent, die Bekanntschaft eines jungen Officiers, des Freiherrn Theobald von Eschen, dessen Schwester an Graf Sanden verheirathet ist, der als Attaché der *schen Gesandtschaft hier in London lebt. — Freiherr von Eschen begleitete damals meinen Sohn nach England, führte ihn während seines hiesigen Aufenthalts bei seinem Schwager und seiner Schwester ein, und das on dit der großen Welt lautete in den letzten zwei Jahren, daß Harry die schöne deutsche Gräfin liebe.

Wie eine Deutsche sieht die Dame indessen wenig aus — soll auch mütterlicher Seits von spanischer Abkunft sein, und was Intriguen anbelangt, kommt sie wohl einer Italienerin gleich. Sie ist hier dame à la mode, trotz ihrer dreißig

Jahre bildschön, ist Tonangeberin und Herrscherin der Kreise, in denen sie lebt; was Wunder, daß sie meinen Feuerbrand von Harry in Flammen setzte! ist der Junge doch kaum zweiundzwanzig Jahre. Gräfin Melanie von Sanden ist nun nicht allein schöne Frau, auch gescheidte — äußerst geistreiche Frau! — Denken Sie, mein lieber Reichhardt, sich solche Dame in Verzweiflung, stellen Sie sie sich als Bittende, als Flehende, als Machinirende und Intrigirende vor, und fragen Sie sich dann: ob ein so phantastischer junger Bursche, wie Harry ist, einer solchen Macht widerstehen konnte? —

Gräfin Sanden erzählte ihm denn, wie Harry mir jetzt gestanden hat, vor einigen Wochen einen völligen Roman, sie sagte ihm, daß ihr Bruder — „sein Freund," merken Sie wohl auf die Klugheit der Dame, alle Chancen zu benutzen und einen Menschen, der einfach ein Bekannter meines Sohnes ist, seinen Freund zu nennen! — also sie schildert ihm, wie Baron von Eschen ein Mädchen liebt, zeigt ihm Briefe des Mädchens, aus denen die glühendste Leidenschaft spricht, giebt ihm Beweise, daß Beide verlobt sind, jetzt plötzlich durch die Tante der jungen Dame getrennt werden sollen, die da ihre Nichte zwingen will, einen

imbecilen Vetter zu heirathen. Dann fragt, bittet die schöne Frau um Rath! — entwirft Pläne über Pläne: den geliebten, den einzigen Bruder glücklich zu sehen und an's Ziel seiner Wünsche zu bringen, und das Ende von Allem ist: daß mein Harry unserem Fabrikaufseher Dörner hier seine Zeugnisse und Papiere abzuschwindeln weiß, Gräfin Sanden diese dem verzweifelnden Bruder einschickt, daß man Freiherrn Theobald von Eschen außerdem noch mit meiner Empfehlung an Sie ausstattet und schließlich als Wilhelm Dörner in Ihre Fabrik einschmuggelt. — Nahe Ihrer Spinnerei soll sich nun der Roman des Liebespaares weiter spinnen, indem die Braut des verkappten Dörner jetzt mit der Tante nach dem ehemaligen Stammsitz ihrer Ahnen, einem Gute: Haus Dalborn genannt, gereist ist oder reisen wird.

Ich würde den unglücklich Liebenden nun meine besten Wünsche mit auf den Weg geben, wenn ich nicht heute mit all' diesen Nachrichten auch folgende erhalten hätte, die meine ganze Theilnahme an dem Schicksal des Fräulein Adelgunde von Dalborn erweckte.

Unser Fabrikaufseher Dörner hat nämlich einen Bruder in Berlin, der die Quelle jener Nachrichten ist, die mich besorgt machen und mich auch

nöthigen, Sie so rasch wie möglich von Allem in Kenntniß zu setzen.

Freiherr Theobald von Eschen ist vor ungefähr einem halben Jahre wegen eines in Trunkenheit begangenen Excesses aus dem Officierstande entlassen, hat binnen wenigen Jahren nicht allein ein nicht unbedeutendes Vermögen durchgebracht, sondern auch Schulden gemacht, die so ziemlich alles Glaubliche übersteigen, was man von einem jungen leichtsinnigen Manne von fünfundzwanzig Jahren erwarten könnte.

Seit nun Freiherr von Eschen mit Baroneß Dalborn verlobt ist, war diese Schuldenlast minder drückend für ihn, denn — die zärtlichen Briefe seiner Braut haben ihm neuen brillanten Credit bei Denen eröffnet, die durch ein Fräulein Armande Bousolle sicherste Nachrichten über die Vermögensverhältnisse der Braut eingezogen.

Jenes Fräulein Bousolle hat nun nicht allein Aufklärung über alle Vermögensumstände gegeben, — auch Herrn von Eschen auf Sie verwiesen, der Sie ein langjähriger, treuer Freund der jungen Dame wären. — Sie ist's auch, die eine heimliche Heirath in Vorschlag brachte, bei der Gräfin Sanden und eine Freifrau von Dalborn Zeugen sein sollten. — Wie mir scheint, ist

sie, ohne Vorwissen der Braut, das leitende Element in diesem ganzen Complott gewesen; — außerdem Berichterstatterin über eine rohe Behandlung von Seiten der Tante gegen die Nichte, welche hauptsächlich meinen Sohn bestimmt hat, Etwas zur Rettung des jungen Mädchens beizutragen.

In wiefern diese Rettung nur ein Sturz in unabsehbares Elend sein würde, ist aus den Notizen über des Baron von Eschen Handlungsweise am Besten zu entnehmen. Es sind verbürgte Nachrichten, denn Dörner's Bruder ist mit dem Banquier genau bekannt, der, auf die Briefe von Baroneß Dalborn hin, die Wechsel des Bräutigams acceptirte.

Ob Sie Etwas in der Angelegenheit zu thun vermögen, kann ich nicht beurtheilen, — ich hielt es nur für meine Pflicht, Sie von dem Complott in Kenntniß zu setzen und über Herrn Dörner — Eschen aufzuklären.

Mit bekannter Freundschaft und Ergebenheit

Ihr

John Barklay."

Nachdem Fräulein Cordelie dieses Schreiben unter bangem Herzklopfen, unter Aufwallungen

heftigsten Zornes gelesen, rief sie mit zitternder Stimme:

„Nun, Herr Reichhardt, wenn Sie nach Lesung dieses Briefes noch für Herrn von Eschen eingenommen sein sollten, würde das Ihrem Urtheil eben so wenig Ehre machen, wie Ihrem Verstande.“

„Ich war schon gegen den Fabrikaufseher Dörner, Baroneß Dalborn, und Freiherr von Eschen besitzt noch weniger meine Sympathien.“

„Sie sprachen aber doch davon, meiner Nichte das Capital jener zwanzigtausend Thaler einhändigen zu wollen.“

„Ich sagte nur, ich würde die Tochter meines Wohlthäters nie Noth leiden lassen.“

„Aber der Fall kann nie eintreten, wenn sie der Idee entsagt, jenen Verschwender zu heirathen.“

„Wenn!“

„Sie soll — sie muß! — Nie werde ich die Einwilligung geben, daß sie ihn heirathet.“

„Wenn die Verbindung aber bereits stattgefunden hätte?“

„Das ist Unmöglichkeit.“

„Ich fürchte nein!“

„Wie — was — was wollen Sie andeuten?“

„Darf ich Sie jetzt bitten, mit Graf Grothen

Rücksprache zu nehmen, dem Freifrau Eugenie von Dalborn den wahren Grund ihrer Reise in's Lennethal verrathen hat."

„Mit ihm? — Er weiß? —"

„Alles."

„Gott im Himmel — so ist auch Alles verloren, wenn er ahnt, daß sie jenen Buben liebt."

„Die Conferenz ist nun wohl zu Ende?" fragte Adelgunde, plötzlich in's Zimmer tretend.

Beide schwiegen überrascht; sie fuhr fort:

„Was wissen Sie, Dagobert?"

„Lies diesen Brief, Unglückliche, dann wirst Du vielleicht demüthiger auftreten!" schrie Fräulein Cordelie im heftigsten Zorn.

„Was ist das für ein Brief, Dagobert?" fragte Adelgunde weiter, ohne die mindeste Notiz von der aufgebrachten Tante zu nehmen.

Diese ließ Dagobert abermals nicht zu Worte kommen, indem sie rief: „Nachrichten über den Trunkenbold, den Spieler, den Roué, dessen Renommé bis nach London gedrungen ist! Lies die Notizen über den Mann, den Du liebst, über diesen Buben, der sich Freiherr von Eschen nennt."

„Wer hat den Brief erhalten?" fragte Adelgunde mit blitzenden Augen, den Brief an sich reißend und vernichtend.

„Ich, Baroneß Dalborn.“

„Sie, Dagobert? — Das konnten Sie — Sie thun?“

„Ihre Fräulein Tante hielt mich für einen Verbündeten des Complotts, und ich wünschte sie erfahren zu lassen, daß ich daran keinen Theil habe.“

„Das der alleinige Grund?“ fuhr Adelgunde fort, und jenes auf den Wangen tiefer flammende Roth, der Blick der Augen verriethen Dagobert, daß die verdächtigenden Worte der Tante gezündet und sie ihn jetzt der niedrigsten Rache fähig hielt. —

„Der alleinige!“ entgegnete er fest, und fuhr ruhig fort: „Nur der Wunsch, in jener Dörnerschen Angelegenheit keinen — aber auch nicht den geringsten Verdacht auf mich geworfen zu sehen, konnte mich so früh, so schnell, konnte mich heute überhaupt vom Mönchhofe forttreiben.“

„Sie hatten mir aber doch versprochen zu kommen.“

„Wer weiß, ob ich Wort gehalten, ob ich unter den obwaltenden Verhältnissen heute überhaupt daran gedacht hätte, und — wüßten Sie den Grund, bin ich überzeugt, Ihrer Entschuldigung gewiß zu sein.“

Er hatte mit Ruhe begonnen, mit einem gewissen Gefühle von Stolz die Andeutung seiner Verlobung gemacht; doch war sein Antlitz todtenbleich unter ihrem fragenden Blick geworden, — vielleicht auch vor innerer Erregung erblaßt, ihr — ihr jetzt zu sagen, daß er verlobt war — ihr, die er geliebt, die — er noch liebte! — — —

Adelgunde sah kaum dieses Erbleichen, als sie, Alles vergessend, hastig und voll innigster Theilnahme ausrief: „Sie haben doch nichts Unangenehmes erlebt, — kein Unglück?"

„Im Gegentheil —" antwortete er freundlicher bei ihrem alten herzlichen Ton und Wesen, „ich hatte mir gerade das Jawort von Herrn Merglius geholt, das mir die Tochter schon früher gegeben."

„Sie verlobt! — mit Martha? — o Tante, hörst Du wohl!" rief Adelgunde glücklich; dann reichte sie Dagobert beide Hände, und nicht viel hätte gefehlt, daß sie sich ihm bei ihren herzlichen Glückwünschen in die Arme geworfen.

Ihre reine Freude rührte Dagobert — er sah — er fühlte aus all' ihren Worten, daß ihr eine Last von der Seele genommen war, und hätte er ihr noch gegrollt, hätte ihr Wesen, ihre Erscheinung nicht bereits den alten Zauber über ihn ausgeübt — der liebe, glückliche Ausdruck ihres Gesichts beim

Gedanken an sein Glück würde ihn mit ihr wieder ausgesöhnt haben! —

Nach ihrem lebhaften Erguß der Freude, den warmen herzlichen Worten, in denen sie ihre Wünsche für seine Zukunft geäußert, hielt sie einige Secunden inne; dann ihn fest, vertrauend anblickend, fragte sie ernst:

„Dagobert, Sie haben mir einst gelobt, mein Freund bleiben zu wollen, kann, darf ich auf Ihr Wort rechnen? auf — Ihre Hülfe, deren ich dringend bedarf?"

„Ja!" erwiederte er ruhig, während Fräulein Cordelie aufspringend rief: „Nein! — sagen Sie nein, Herr Reichhardt! Sie sollen, Sie dürfen ihr Nichts gewähren."

Es war ein seltsamer Blick, den Adelgunde auf Dagobert, auf ihre Tante richtete, dann sprach sie ruhiger, als man hätte erwarten sollen:

„Tante, tritt mir nicht bis zum letzten Augenblick entgegen, laß uns die letzten Stunden, die wir vielleicht in unserem Leben beisammen sind, nicht in Haß und Feindschaft zubringen! Du kannst in mein Lebensschicksal nicht mehr eingreifen — es ist entschieden: ich bin seit gestern mit Theobald vereint."

„Das ist unmöglich! — das ist nicht wahr!"

schrie Fräulein Cordelie außer sich vor Zorn und Leidenschaft, „Du hintergehst mich."

„So fahre nach Hohen-Syburg, Tante. Dort wirst Du im Kirchenbuche die Beweise finden."

„Die Trauung ist ungültig."

„Sie fand vor rechtsgültigen Zeugen, in Gegenwart seiner Schwester, seines Schwagers statt, — im Beisein meiner Tante Eugenie und ihrer Töchter. Finde Dich daher in das Unabänderliche, denn Du kannst mich nicht mehr von ihm trennen — ich bin sein Weib — sein überglückliches — sein überseliges Weib!"

„Weshalb bist Du denn noch hier?" stieß Fräulein Cordelie hervor.

„Einmal bat Tante Eugenie mich darum, jeden öffentlichen Skandal zu vermeiden, — ja, sie versprach Gräfin Sanden nur in dem Falle ihre Unterstützung, — dann war es auch mir lieber, ohne Eclat von Dir zu scheiden. So bin ich denn in die alten Verhältnisse zurückgekehrt — theils auch aus Schonung gegen Dich! Ich frage Dich nun: ob Du vorziehst, Eschen und mich vor den Augen der Welt als Brautpaar zu declariren und nach vier Wochen unsere Hochzeit zu feiern, oder — ob ich der Welt die Augen über Dich öffnen und ihr sagen soll, wie Du mich be-

handelt und zum Aeußersten getrieben hast. Auch Du hast jetzt eine Wahl, Tante. Ziehst Du vor, Dich mit unserer heimlichen Trauung zu begnügen, so reise ich noch in dieser Stunde ab, willst Du —"

„Halt ein — ich kann nicht mehr hören!" rief Fräulein Cordelie mit bebenden Lippen, mit bebender Stimme, „bleib' — thue auch jetzt, was Du willst — ich habe Nichts — gar Nichts mehr mit Dir zu schaffen; aber — Aussteuer, die gebe ich Dir nicht für einen Groschen — auch bis zum festgesetzten Termine keinen Pfennig von dem Vermögen! — Dies Deine Strafe, daß Du —"

Sie fiel in Krämpfe. Als sie hinausgeschafft worden, sagte Adelgunde: „Dagobert, verdammen Sie mich nicht! Wüßten Sie, wie die Tante gegen mich gehandelt hat, Sie würden Alles begreifen."

„Graf Grothen hat mir mitgetheilt, was Herr Dörner, Ihr — Ihr Herr Gemahl ihm geschrieben; — dennoch — gnädigste Frau — hat er nicht ganz recht gehandelt, und auch Sie hätten in diese heimliche Trauung nicht einwilligen dürfen. Nun ist's aber geschehen, und mag Gottes Segen Sie und ihn auf allen Wegen begleiten."

„Ich danke Ihnen, Dagobert — danke Ihnen herzlich und bitte Sie inständig, wie einst an König Theodor's Burg: bleiben Sie mein Freund."

„Sie haben bereits mein Wort darauf; ich halte es.“

„Und dürfen wir auf Sie in anderer Beziehung auch rechnen? — wir sind ganz arm — wir haben — trotz meines großen Vermögens — jetzt Nichts!“

„Unter einer Bedingung?“

„Welche?“

„Daß Sie dieses Vermögen nicht zu hoch anschlagen und mir zur Garantie das Versprechen geben: stets nur Wechsel auf mein Haus zu unterschreiben.“

„Es soll geschehen, Dagobert, gewiß! — und nun tausend innigen Dank, daß Sie mir helfen wollen.“

Sie reichte ihm die Hand; er sprach bewegt:

„Möchte ich stets wie heute, im Stande sein, Ihnen helfen zu können.“

Ende des ersten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg.

Humbracht, Malvine von

Die Aristokratin und der Fabrikant Ein Roman von Luise Ernesti <Malvine von Humbracht>

Bd.: 1

Jena & Leipzig 1865